That und Gedanke.

Roman

von

E. R. Hahn
(Edmund Reinhold Hahn.)

Leipzig.
Gustav J. Purfürst.

I.

Die Geschwister.

Unter einem großen Birnbaume, der reich mit goldenen Früchten besäet war, saßen drei Kinder und spielten mit den kleinen Kugeln von Glas und Thon, welche in jedem Staate Deutschlands einen andern Namen haben. Ein hübsches Mädchen von etwa zehn Jahren trat zu der Gruppe und wurde gebeten, eine Geschichte zu erzählen, wozu es auch sofort bereit war. Die muntre Julie rief jubelnd: „das ist herrlich, Mathilde, lasse uns doch wieder das schöne Märchen hören von den drei Schwestern, welche in den Wald kamen, wo alle Bäume silberne und goldene Blätter hatten.“

„Dummes Zeug,“ sagte ein großer auffallend schöner Knabe, „es giebt keine Wälder mit solchen Bäumen, wäre es so, dann würden alle Leute hinlaufen, sie abzupflücken; aber es ist besser, ich kümmre

mich nicht um Euch und Eure dummen Geschichten, sondern gehe meinen eigenen Weg."

Nach diesen Worten schüttelte er den Baum und füllte seine Taschen mit Früchten.

„Dieser Baum gehört Dir nicht, er ist des Nachbars Eigenthum," rief zürnend Leonhard.

„Dummer Junge, es kommt dem jüngsten Bruder nicht zu, den älteren zu hofmeistern. Wenn Du es für Unrecht hältst, daß ich mir von den unzähligen Birnen einige abschüttle, so thu es, mich kümmert es wenig, Du brauchst ja keine davon zu kosten."

Nach diesen Worten kehrte Arthur, so hieß der schöne Knabe, den andern Kindern den Rücken und schlenderte hinab nach dem Dorfe.

„Es ist gut, daß Arthur sich entfernt," sagte Mathilde, „er kann nichts thun, als spotten und ungezogen sein, mein Vater lobt Euch Alle, oft, allein von Eurem ältesten Bruder sagte Papa noch gestern zu meiner Mutter: an Arthur werden Revierförsters nicht viel Gutes erleben, „er ist ein Egoist."

„Was ist ein Egoist?" fragte die kleine Julie.

Mathilde gab eine ziemlich richtige Erklärung über dieses Wort, die Kinder achteten jedoch nicht viel darauf, sondern wiederholten ihre Bitte wegen der Erzählung, und setzten sich so, daß sie jedes Wort Mathildens deutlich hören konnten.

Während diese Kinder ruhig unter dem Baume verweilten, ging Arthur langsam hinter dem Dorfe immer weiter. Zuweilen blieb er stehen und schaute sich um, denn er wünschte unbemerkt zu bleiben, dann, als er keinen Menschen gewahrte, ging er vorwärts bis an den Saum des großen, wohlgepflegten Waldes, welcher sich zwischen Arthur's Heimatsdorfe und der nächsten Stadt ausbreitete.

Arthur stand jetzt vor einem großen, aber etwas verfallenem Hause, an welches ein nicht kleiner, aber verwilderter Garten grenzte.

Wie oft war der Knabe schon bei diesem Hause vorübergegangen, wie oft vor demselben stehen geblieben. Unzähligemal hatte er sich gewünscht, diesen Garten betreten zu dürfen, dessen Bäume im Lenz im vollen Blütenschmucke prangten, und im Herbst mit edlen Früchten belastet waren. Auch das Haus erregte seine Neugier, und eines Tages fragte er seine Eltern, wem denn eigentlich dieses große, vergraute Gebäude gehöre und von wem es bewohnt werde.

Sein Vater hatte damals Arthur's Frage nicht beantwortet; als der Knabe sie wiederholt, hatte der Revierförster mürrisch geantwortet: „was kümmert es dich, Bursche."

Natürlich war durch diese Erwiederung die Neu-

gier des Knaben noch lebhafter angeregt, und kaum sah er sich mit seiner Mutter allein, so bestürmte er diese mit Fragen.

„Liebes Kind," sprach sie gütig, denn sie war immer mild gegen den geliebten Sohn, „ich weiß es selbst nicht genau, wer gegenwärtig der rechtmäßige Eigenthümer des Hauses ist, welches Du so oft betrachtest. Es ist verfallen, und Dein Vater hört nicht gern davon sprechen, am wenigsten Dich."

„Mutter, ich habe gehört, daß es bewohnt ist, des Nachts schimmert Licht durch die Fenster, und drinnen soll es über alle Maaßen prächtig sein, die alte Susanne hat es erzählt."

„Diese Frau ist halb taub, halb blind und schwatzt viel, achte nicht auf ihre Worte und schlage Dir das Haus und dessen Bewohner aus dem Sinn!"

Seit dieser Unterredung waren drei Jahre vergangen, der Knabe hatte wohl an das Haus gedacht, war aber nicht hineingekommen. Heute jedoch drückte er an dem Schloß der Eingangspforte dieses, für Arthur merkwürdigen Hauses, sie sprang auf, er trat ein.

Ein großer, schwarzer Hund sprang ihm bellend entgegen, aber Arthur beschwichtigte ihn bald. Der Knabe sah sich in der großen Hausflur um, sein Tritt hallte auf dem steinernen Fußboden wieder, er

betrachtete mit Staunen das künstlich ausgeschnitzte Treppengeländer, es war zum Theil beschädigt, aber zum Theil noch immer schön. Langsam, sich fortwährend umschauend, stieg Arthur die Stiege hinan, schritt über einen langen dunklen Gang, und stand jetzt vor einer hohen Thüre von geschwärzten Eichenholz, an welche er anklopfte.

Er hörte von Innen die Tritte eines Mannes, ein Riegel wurde weggeschoben, die Thüre sprang auf. „Ach, Du bist's, mein Junge," sagte der Mann, welcher Arthur die Thüre öffnete, „tritt näher, was bringst Du mir, oder was wünschest Du von mir?"

Arthur sah zu den großen, stattlich aber etwas wild aussehenden Manne mit einer Mischung von Verehrung und Furcht auf und antwortete: „Sie haben mir gesagt, daß ich Sie einmal besuchen sollte, auch wollten Sie mir allerlei Schönes zeigen und ich sollte die fremde Dame sehn, von welcher man weiß, daß sie in die Zukunft blicken kann, sobald sie nur will.

„Gewiß, mein Junge, denn ich habe eine große, mächtige Liebe zu Dir, aber siehst Du, ich habe die herrlichen Sachen noch nicht alle hier, und was hier ist, noch nicht ausgepackt, doch vergebens sollst Du nicht zu mir gekommen sein, ich will Dich wenigstens bewirthen, folge mir."

Nach diesen Worten ging der Mann in das Nebenzimmer, gefolgt von Arthur, der sich jetzt in Umgebungen sah, die ihn mit Staunen und Entzücken erfüllten.

Das Gemach, in welchem die beiden Bekannten sich befanden, war mit aller Pracht und all dem feinem Geschmack ausgestattet, den man nur in den Pallästen der Fürsten findet. Der Knabe war ganz betroffen, als er sich in den hohen Venetianerspiegel in Lebensgröße sah, dann wandte er sich zu den großen Gemälden, die aus breiten goldenen Rahmen von den Wänden herab schauten und flüsterte: „O, wie schön!“ Der Mann weidete sich an des Knaben Bewunderung, endlich sagte er: „In das Zimmer der Dame, das noch viel schöner ist, kann ich Dich heute nicht führen, aber setze Dich und genieße das, was ich Dir vorsetze.“

Hierauf nahm der Mann aus einem Wándschranke eine silberne Fruchtschaale, welche mit Apfelsinen, saftigen Datteln und Feigen von der besten Sorte gefüllt war, Früchte, von welchen der Knabe bisher nur gehört hatte. Er langte auf den Zuspruch des Mannes tapfer zu, und ließ sich auch den Malaga schmecken, welchen der Wirth dem jungen Gaste in einem großen Kristallkelche reichte.

„Nun,“ begann Wilfried, so hieß der Mann,

„wie gefällt es Dir hier, und wie findest du diesen Wein? Trinke ihn fein langsam und verspeise diese Früchte dazu, da wird er Dir nicht zu Kopfe steigen. Also, sage mir, gefällt es Dir besser hier, als daheim in deinem schlichten Jägerhäuschen?"

„Das will ich meinen," antwortete der Knabe, „hier ist es ja wie man es sich im Himmel nicht schöner denken kann."

„Möchtest Du immer in solchen Zimmern wohnen, Früchte wie diese genießen und auch Gewänder haben, welche zu diesen Umgebungen passen, dazu alle Taschen voll Geld um jedes Ding zu kaufen, das deinen Augen gefällt?"

„Freilich wohl, aber dies wird mir nicht zu Theil", antwortete der Gefragte.

„Warum nicht? Der Mensch kann Alles erreichen, was er sich vorgesetzt hat, einem jungen Menschen mit so aufgewecktem Kopfe und solchem Aussehn, wie Du hast, steht die ganze Welt offen. Sage mir einmal: was hast Du bisher gelernt?"

Mit dem Hochmuth eines Knaben, der auf seine Schulweisheit stolz ist, erwiederte Arthur: „Ich schreibe eine gute Hand und rechne wie der Teufel, im Lateinischen, in Geschichte und Geographie bin ich stets der beste und mein Oheim, der für sehr streng und auch für sehr gelehrt bekannt ist, sagt: aus mir würde

etwas Tüchtiges werden, er lobt sogar mein Griechisch." Wilfried lachte.

„Hahaha," daran erkenne ich den Herrn Pfarrer, also Du sollst studieren, mein Söhnchen? Was wirst Du davon haben? Wenn Du bis in dein dreiundzwanzigstes Jahr Dich geplagt, und wie es in der Studentensprache heißt, geochst hast, kommst Du als Candidat mit einigen Thalern an eine Schule oder wirst Hofmeister bei den ungezognen Buben eines reichen Edelmannes, verliebst Dich in dessen gute schöne Tochter, wirst wieder geliebt und ungeachtet Deiner persönlichen Vorzüge aus dem Hause gejagt. Doch das verstehst Du noch nicht, ich sage Dir nur dies, und das wird Dir klar sein, Du wirst als Dorfpfarrer oder Prediger in einem Landstädtchen nicht einmal so wohnen, wie in dem einfachen Hause deines Vaters, statt Weines wie diesen hier wird selbst an hohen Festtagen Dünnbier Dein höchster Genuß sein, und Kartoffeln mit Hering werden bei Dir für eine Leckerei gelten. Wähle Dir einen anderen Beruf, mein Junge, lerne Etwas, was Dir Geld einbringt, viel Geld, dafür kannst Du Reisen machen, die Wunder des Orientes sehn, und so viel Datteln und Ananas speisen, als hier zu Lande Heidelbeeren."

„Ananas? ich habe einmal eine Ananas abgebildet gesehn, ja wer Geld hat, kann auch diese haben,"

erwiederte Arthur, „aber wie fange ich es an, schnell reich zu werden?“

„Das will ich Dir schon ein andres Mal sagen, fülle Dir jetzt die Taschen mit diesen Südfrüchten und komme in sechs bis acht Tagen wieder zu mir, da sollst Du eine ächt spanische Chokolate mit mir trinken, und ich will Dir Manches erzählen. Daheim darfst Du aber nicht sagen, daß Du mich gesprochen hast, sonst wird Dir das Wiederkommen verboten.“

„Das weiß ich Herr Wilfried.“

„So, ei, wer hat Dir denn untersagt, mit mir zu sprechen, dein Vater oder deine Mutter, mein Söhnchen?“

„Der Vater, wie er allein mit mir war!“

„So! Nun er will eben nicht, daß Du erfährst, wie schön es draußen in der Welt ist; auch weiß er wohl, daß ich Dich gut tractiren kann und wünscht nicht, daß Du Geschmack an Dingen finden sollst, welche Du Dir später doch nicht erwerben kannst. Indeß hast Du ja Deinen eigenen guten Verstand und über Deinen künftigen Lebensberuf muß ein so gescheidter Bursche, wie Du einer bist, selbst entscheiden. In Amerika hat jeder junge Mensch, sobald er zwölf Jahr alt ist, freien Willen, hier ist es anders, also geh, damit Du nicht zur Abendsuppe zu spät kommst und gescholten wirst.“

Der Mann schob Arthur noch einige goldene Aepfel in die Tasche, und öffnete die verriegelte Stubenthüre; als ob es ihm jetzt erst einfiele, warf er leicht hin: „wie geht es deiner Mutter? Ist sie krank, ich sah sie noch nie, so lange ich hier bin!"

„Sie ist nicht krank, sie ist in den letzten Tagen zu Hause geblieben," erwiederte Arthur, „kennen Sie meine Mutter?" fragte er nach einer Pause.

Wilfried antwortete nicht, er warf dem Knaben einen eigenthümlichen Blick zu und sagte, indem er eine verabschiedende Bewegung machte: „also in sechs bis acht Tagen kannst Du wieder kommen, zu derselben Stunde."

„Wenn Sie es erlauben, Herr Wilfried," sagte höflich der Knabe.

Der ernste Mann riegelte die Thüre wieder zu, als er allein war, stützte seinen Kopf in die Hände und sah finster vor sich nieder. Er dachte an die Zeit, wo er, ein stolzer, einnehmender Mann zum ersten Mal in das Dörfchen gekommen war, und auch an den Tag wo er in der Stadt Arthur's Mutter zum ersten Mal gesehen hatte.

„Wie anders wäre mein Leben geworden, wenn sie" — murmelte er, „aber jetzt ist nichts mehr zu ändern." Während sich Wilfried seinen Erinnerungen überließ, ging Arthur mit raschen Schritten auf sein Vaterhaus zu.

Er war nicht nur ein selten schöner Knabe, er besaß auch einen lebhaften, hochstrebenden Geist und neben Fleiß und Wißbegier, Abenteuerlust und Genußsucht. Bisher hatte er von der Welt noch nichts gesehn, als sein Dörfchen und die nächste kleine Stadt, in welcher der Bruder seiner Mutter als Geistlicher ein Leben führte, wie es einem Seelsorger ziemt, still, prunklos, den Wissenschaften und seinem Berufe gewidmet. Ein solches Leben bestimmten die Eltern Arthur, ihrem Sohne; aber sie lasen nicht, oder vielmehr sie verstanden nicht, in dessen Seele zu lesen, sie bedachten nicht, daß die Bücher, welche Arthur in die Hände bekommen hatte, ihn mit Sehnsucht erfüllt hatten, die Länder zu sehn, die Thaten zu vollbringen, von denen die Schriftsteller erzählten. Arthur zählte erst zwölf Jahr, aber schon hatte er fest beschlossen, nur noch einige Jahre das gute Gymnasium der kleinen Stadt zu besuchen, und dann in eine große Stadt zu gehn. Er besaß Geist und bereits auch Kenntnisse genug, um einzusehn, daß ein Knabe von zwölf Jahren noch nicht viel unternehmen kann, und daß die Grundlage zu dem glücklichen Fortkommen eines unbemittelten Menschen, Kenntnisse sein müssen.

Als er seine Geschwister noch friedlich neben den beiden andern Kindern unter dem Birnbaume sitzen sah, lachte er vor sich hin; „das sanfte Julchen wird

dereinst eine gute Hüterin für ihr Nest abgeben, glücklich wenn kein Regenwetter einfällt sobald sie Wäsche trocknen will, und Bernhard mit den blonden Locken mag sich dereinst auf die Kanzel in Reinthal stellen, ich thu' es sicher nicht.

Die Geschwister sprangen auf, als sie den ältesten Bruder kommen sahen, sagten der kleinen Nachbarin Lebewohl und gingen, den lieben Arthur, — der wenn er dazu aufgelegt war, doch am schönsten erzählte, — bei den Händen fassend, dem Forsthause zu, wo die Mutter sie erwartete.

Glückliche Kinder! was wird euer Schicksal sein? Und welch ein Mann wird Arthur werden, entweder ein bedeutender, der sich und Andern nützt, oder ein Zerstörer des eigenen und fremden Glückes. Je nachdem der Führer ist, welcher ihn leitet.

II

Der Friedhof.

Das Forsthaus von Birkendorf liegt ungefähr einen Büchsenschuß entfernt von dem Dorfe, das sich wie ein langes Band über eine Stunde lang an

einem Flüßchen hinzieht. Es hat nur etwa zweihundert Häuser und Häuschen und ist ein Weberdorf; — zwischen jedem Gebäude befindet sich ein Obst- oder Gemüsegarten, manchmal auch ein Kartoffelacker, am andern Ende, entgegengesetzt von dem Forsthause, steht das große verfallne Haus, das Arthur besucht hatte. Der Wald ziemlich groß und an Wild reich, zog sich hinter dem Dorfe vom Forsthause bis zu dem großen Gebäude, und bildete eine grüne starke Schutzwehr gegen den Wind, der sonst allzuscharf von den Bergen herab auf das Dörfchen geweht haben würde.

Das einsame große Haus gehörte dem Grafen Ellernburg, der es wohl seit dreißig Jahren nicht mehr besucht hatte, er war jetzt ein Mann in vorgerückten Jahren und lebte am Hofe in hoher Gunst.

Die Kirche des Oertchens und das Pfarrhaus standen unweit des Forsthauses, der Friedhof, sehr gut gepflegt in Folge einer Stiftung, welche vor fünfzig Jahren eine Gräfin Ellernburg gemacht hatte, war dem Forsthause noch näher. Alte große Linden beschatteten die Gräber, die alle mit Epheu und Wintergrün geziert waren. Es war in den letzten Stunden des Nachmittags, als sich leise die Friedhofthüre öffnete; Julie, Arthur's Mutter trat ein; langsam durchwandelte sie den stillen, großen Garten und stand am Ende desselben vor einem Grabe still, das

schon etwas eingesunken war. Sie legte einen Kranz von späten Rosen auf dasselbe und flüsterte: „gute, gute Mutter!"

Plötzlich fühlte sie sich fest am Arme gefaßt, sie stieß einen Schrei aus und wandte sich um, Wilfried stand vor ihr.

„Ruhig, Julie," sagte er und seine Augen funkelten, „ich habe keine Waffen bei mir, Ihr Leben ist ungefährdet, ich will Nichts, als daß Sie mich ruhig anhören."

„Sie haben mir nichts zu sagen, Herr Baron, und ich darf Sie nicht anhören," erwiederte Julie und wollte sich von ihm losmachen.

„Sie sollen und werden mich anhören, Julie," sagte er und hielt ihre Hand fest.

„Warum verfolgen Sie mich, weshalb stören Sie die Ruhe der Todten?"

„Ich sollte meinen, unter dem Rasen schläft Jeder so fest, daß er Menschenwort nicht mehr vernimmt," sagte er spöttisch. „Heute ist der Geburtstag ihrer verstorbenen Mutter, da haben Sie ihr einen Kranz hingetragen, nicht wahr? Sie sehen, ich erinnere mich des Tages und habe von je Ihren Charakter verstanden, sonst hätte ich sie nicht hier gesucht, ich weiß Sie werden in fünfzig Jahren als altes Mütterchen noch das Grab ihrer Mutter bekränzen."

Julie schwieg; sie versuchte leise ihm ihre Hand zu entziehen.

„Ich bitte, Julie, hören Sie mich an, ich habe ein wohlbegründetes Recht zu dieser Bitte, denn ich besaß Rechte auf Sie, ältere Rechte mache ich jetzt geltend, vergessen Sie auch nicht, daß Sie mein ganzes Lebensglück zerstört und mich zu dem gemacht haben, was ich jetzt bin!"

Julie wurde blaß, ihre Stimme bebte, als sie erwiederte: „Diese Beschuldigung ist falsch, Herr Baron."

„Falsch? hatten Sie sich nicht mit mir verlobt aus eigner freier Wahl?"

„Ich war ein halbes Kind, sechzehn Jahr alt, ich beging durch mein voreiliges Versprechen ein Unrecht gegen meine gütigen Eltern."

„Sie waren dem Aussehen nach eine schöne, völlig entwickelte Jungfrau, Sie besaßen Geist und Willenskraft und wußten, was Sie thaten. Auch kommt die Stimme des Herzens von einer höhern Macht, als die Macht der besten Eltern, mag man sie nun Gott oder Natur nennen. Jeder Mensch hat das Recht, über seine Person zu verfügen."

„Der mündige, Herr Baron!"

„Lächerlich, Julie, was heißt mündig? In den meisten Ländern wird der Mensch mit einundzwanzig

Jahren für mündig erklärt, in Preußen bekommen die guten Unterthanen erst mit vierundzwanzig Jahren ihren freien Willen, Eltern und Vormündern gegenüber, in Oesterreich müssen sie noch ein Jahr länger warten, Fürsten und Hamburger werden mit achtzehn Jahren für majorenn erklärt, und tüchtige Köpfe mit eisernen Willen machen es wie Karl XII. von Schweden und setzen sich mit fünfzehn Jahren die Krone auf, jagen die Vormünder zum Beelzebub und regieren."

„Meine Eltern hätten auch die Stimme meines Herzens anerkannt, aber —" Julie schwieg.

„Ich weiß es, Julie, daß Sie mich liebten, ich weiß, daß Ihre Eltern unsrer Verbindung kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, aber da kam ihr Bruder, der heilige fromme Mann, er erzählte, daß ich auf der Universität einige tolle — bei Gott aber keine schlechten Streiche gemacht hatte — wohl bemerkt, ehe ich Sie gesehen hatte, Julie, und die besorgten Eltern kamen nach der Residenz und holten Sie schnell heim in das Landstädtchen. Aber Sie Julie fanden doch Zeit, mir die vier Worte zu senden, „ich bleibe treu, hoffe!"

Wilfried zog ein Medaillon hervor, daß er an einer Schnur um den Hals hängen hatte, öffnete es, nahm einen schmalen Papierstreifen heraus und fragte:

„Oder haben Sie das nicht geschrieben?“

„Ja, ich habe es geschrieben!“

„Und was können Sie noch zu Ihrer Vertheidigung sagen, Julie?“ sprach er mit herben Ton.

„Ihr Benehmen gegen ihre Schwester, Sie entschuldigten deren Sünden nicht nur, Sie führten den Prinzen sogar bei ihr ein,“ rief Julie und ein Zug von Verachtung lagerte sich um ihren schönen Mund.

„Ich konnte mir denken, daß meine Bruderliebe gegen die Aermste, mir, Dank Ihrem heiligen Bruder, Ihnen gegenüber zum Vorwurfe gemacht werden würde, darum schrieb ich Ihnen, daß ich Gelegenheit suchen würde, Sie zu sprechen, daß ich Ihnen, da man mich bei Ihnen in ein falsches Licht gestellt hätte, Aufschlüsse über Sidonia, meine Schwester, geben würde. Erhielten Sie etwa diesen Brief nicht?“

„Doch, Herr Baron und ich war bereit, jede Erklärung von Ihnen zu hören, aber ich konnte, ich durfte es nicht!“

„Ihre Eltern oder Ihr Bruder verhinderten es?“

„Nein, ich kann Ihnen nicht mehr sagen, auch kann Alles, was ich Ihnen mittheilen würde, angenommen, mich bände kein Versprechen, nichts zwischen Ihnen und mir ändern. Ich bin seit dreizehn Jahren die Gattin des braven, ehrenwerthen Revierförsters

Halldorf und Mutter von drei Kindern, Sie, Herr Baron —"

„Ich bin unverheirathet, ein unstäter Wanderer, ich werde doch niemals ein Weib zum Altar führen, es sei denn, daß Sie die Meine werden wollten."

„Ihren Haß muß ich ertragen," erwiederte Julie, „Ihren Spott verdiene ich nicht; doch unsre Unterredung hat nun schon zu lange gedauert, zu lange, lassen Sie mich gehen."

„Also ich soll in Bezug auf meine Schwester mich micht bei Ihnen rechtfertigen dürfen, ist das gerecht, ist das edel, Julie?"

„Schreiben sie das mir, ich werde es lesen, aber sprechen will ich Sie nicht mehr, sind Sie ein Edelmann und zugleich ein Gentlemann, so hindern sie mich nicht, den Heimweg anzutreten."

„Beides bin ich, Sie sind frei, ich werde in wenig Tagen Birkendorf verlassen und Ihnen, mit Ihrer Erlaubniß schreiben, was ich Ihnen noch zu sagen habe." Er verbeugte sich mit Anstand vor Julien und verließ mit raschen Schritten den Friedhof.

Julie kniete am Grabe ihrer Mutter nieder und betete lange, sie weinte heftig, — galten diese Thränen nur dem Verlust der treuen Mutter, welche bereits zehn Jahre unter dem Epheu schlief?

Endlich erhob sie sich und lenkte ihre Schritte nach dem Forsthause.

Als sie in das Wohnzimmer der Familie trat, seufzte sie tief, als sei sie von einer schweren Last befreit. Ihr Gatte war mit dem Geometer Heidler, der auf Befehl der Regierung den Forst vermessen sollte, nach den Waldungen gegangen, die beiden jüngsten Kinder waren bei dem reichen Müller, dessen Töchterchen heute ihren Geburtstag feierte, der Liebling der Mutter, Arthur, strich in der Gegend umher, sie gönnte ihm dies, denn in zwei Wochen hatten seine Ferien ihre Endschaft erreicht und er mußte wieder in das Städtchen zu ihrem Bruder und auf der Schulbank sitzen.

Die alte Magd, Anna, war auf dem Acker gegangen Frühkartoffeln zu holen und noch nicht zurück. Frau Julie setzte sich an ihren gewohnten Platz vor ihren Nähtisch. Das Zimmer war sehr einfach möblirt; schöne Gemälte, Nippes, Lichtbilder fehlten ganz, aber groß und höchst sauber, machte es doch einen sehr gemüthlichen Eindruck, denn an der Wand hing neben der Jagdtasche eine vorzügliche Büchse, auf der andern Seite ein Wandkorb, daneben eine Briefmappe mit zierlicher Stickerei, auf den Fensterbrüstungen grünten Pflanzen, alle wohlgepflegt und der Bücherschrank zeigte die Werke der vorzüglichsten

Dichter und Schriftsteller. Eine zahme Goldammer flog im Zimmer umher, unweit des Ofens schlief der alte große Hund, der frühere Spielgefährte der Kinder, welcher jetzt lahm und halb blind noch das Gnadenbrod erhielt. Nur das Ticken der großen Schwarzwälder Uhr und das Summen der Bienchen, die auf den Blumen saßen — den in einem Winkel des Gartens hatte der Förster Bienenkörbe angebracht — unterbrach die Stille.

Julie ließ die Augen über ihre Umgebungen schweifen und sie jetzt auf den wohlgetroffenen Porträts ihrer Eltern ruhn.

„Sie meinten es treu und liebevoll mit mir," sagte sie zu sich selbst, „ein glänzenderes Loos wäre mir vielleicht, ja gewiß an Wilfrieds Seite zu Theil geworden, Stunden, wohl auch Tage voll traumhaften Glückes, aber unmöglich Frieden, wie ich ihn hier genieße in meiner engbegrenzten Häuslichkeit, im Kreise der Meinen. Möge mir dieser Frieden erhalten bleiben!"

Halldorf war weder so wunderbar schön, wie Wilfried in seiner Jugend gewesen war, noch zierten den Ersteren die einnehmenden Manieren und glänzenden Geistesgaben des hochgebornen Weltmannes, aber sein Aeußeres war angenehm und Vertrauen erweckend, er besaß einen gut ausgebildeten Verstand, gründliche

Kenntnisse und war frei von Launen. Er hatte niemals für Julien zu schwärmen geschienen, aber er liebte sie noch eben so herzlich, ja vielleicht mehr als am Trautage, und nie hörte sie von ihm ein rauhes Wort. Julie war sich ihrer strahlenden Schönheit bewußt, aber sie bedauerte nicht, daß diese, statt in der großen Welt Bewunderung zu erregen, wahrscheinlich in der Einsamkeit verblühen sollte.

Das Wiedersehen des Mannes, der ihre erste, einzige leidenschaftlich-schwärmerische Liebe besessen, hatte sie mehr bewegt, als sie es sich gestehen wollte, sie wünschte sich ihren Gatten, ihre Kinder herbei, und als endlich mit einbrechender Dämmerung Arthur mit seinem Vater eintrat, flog sie beiden mit ungewöhnlicher Wärme entgegen, und nahm ihren Mann die Mütze aus der Hand. Er streichelte liebevoll ihr schönes Haar und sagte: „Ich habe den Geometer auf neue Kartoffeln und einen guten Trunk zum Abendessen eingeladen, Du sorgst wohl, daß die Kartoffeln nicht allein auf den Tisch kommen, liebe Julie?“

Sie bejahte und verließ das Gemach.

Eine Stunde später saß der Gast bei seinen freundlichen Wirthen, der ungefälschte Wein perlte im Glaße, einfache aber gut zubereitete Speisen füllten die Teller, der Geometer, ein lebhafter vielgereister

Mann, wußte interessant zu erzählen. Bernhard und die kleine Julie hatten sich, Anna's Winke folgend entfernt, aber Arthur lauschte mit großer Aufmerksamkeit auf Alles, was der Gast von seinen Reisen durch England und Frankreich erzählte.

„Es ist recht gemüthlich hier," sagte er, „und ich sehe mit innigen Behagen, wie glücklich Sie sind, lieber Herr Halldorf, aber dazu gehört ein ruhiges Gemüth; immer an demselben Orte zu leben wäre mein Tod, und sobald meine Arbeiten gethan sind, die ich übernommen habe, geht es wieder fort. Ich habe kürzlich einiges Geld geerbt, damit will ich in Paris spekuliren, dort läßt sich doch Etwas machen, wenn man nur einen leidlichen Fond zum Anfange hat."

Die Hausfrau lächelte ein wenig, Halldorf sagte: „Jeder in seiner Weise," Arthur merkte sich jedes Wort, was der Geometer sprach.

III.

Sidoniens Leben.

Am andern Nachmittage als Julie, wie oft der Fall war, allein in ihrem Zimmer saß, mit einer

Nadelarbeit beschäftigt, trat Anna in das Gemach und brachte ihr einige Briefe.

„Der Bote hat sie mir gegeben, sie kosten Nichts,“ sagte sie.

Zwei waren an ihren Mann, Julie legte sie auf Halldorf's Schreibtisch, zwei andre an sie adressirt.

Den kleinern mit den Schriftzügen ihres Bruders öffnete sie zuerst und las:

„Seit einigen Tagen, meine geliebte Schwester, trachte ich darnach, mir Urlaub zu verschaffen, um Dich und Deine liebe Familie zu besuchen, aber leider ist mein College erkrankt und ich muß deßhalb hier bleiben. Arthur wird hoffentlich den Tag bevor die Ferien zu Ende sind, hier eintreffen; seine Fähigkeiten sind bedeutend, aber es ist ein fremder Zug in ihm, den er weder von Dir, noch von seinem Vater hat. Beobachte ihn, er hat viel Hang zu Abenteuern und seine Lecture, sein Umgang müssen sorgfältig überwacht werden.

Durch Zufall erfuhr ich, das Geyersfels wieder zurückgekehrt ist und auf Besuch bei seiner unglücklichen Schwester.

Es liegen beinahe vierzehn Jahre zwischen dem Tage wo ich ihn zum letzten Male sah und heute; die Rache, welche er mir in seiner Aufregung gelobte, fürchte ich nicht, Er war damals noch sehr

jung, und in vierzehn Jahren verlöschen in den Herzen der meisten Menschen des Hasses und der Liebe Flammen, wenn Haß und Liebe nicht genährt worden sind. Dennoch könnte Dein Anblick die frühere Neigung zu Dir, welche wie ich glaube, tief und leidenschaftlich war, wieder erwecken, das friedliche Leben in der Einsamkeit hat Dir die jugendliche Schönheit erhalten, Du bist anziehender als damals, wo Du fast noch ein Kind warst. Vermeide es, dem Baron zu begegnen, ich hoffe, Dein Bild ist in seiner Seele verblichen, es darf nicht wieder aufgefrischt werden. Hüte Dich!

Sieh in diesen Worten den Ausdruck der brüderlichsten, aufrichtigen Liebe

Deines

Vernichte dieses Schreiben. Ernst.

Julie las den Brief zweimal, dann schob sie ihn in den Ofen und zündete ihn an.

Auch sie hatte, sobald sie von Geyerfels' Anwesenheit in Birkendorf gehört, das Haus nicht verlassen wollen, auch sie fürchtete ihm zu begegnen, obwohl sie sich keiner Schuld gegen ihn bewußt war, und nun hatte er sie doch gesehen, sogar gesprochen, hatte ihr die Erlaubniß abgelockt, ihr schreiben zu dürfen.

Ihr Herz schlug heftig, sie bereute, daß sie ein Wort mit ihm gewechselt hatte.

„Aber er will ja in wenig Tagen das Dorf verlassen,“ sagte sie sich endlich zum Troste, „was kann er auch mir thun? Halldorf kennt mich, dreizehn Jahre bin ich sein treues, ihm innig ergebenes Weib, der fremde Mann vermag nicht meinen häuslichen Frieden zu stören. Daß er sich vor mir in Bezug auf seine Schwester rechtfertigen will, ist ein Beweis, daß er mich achtet und nicht so böse und gewissenlos ist, als ihn die Menschen schilderten.“

Nach diesem Selbstgespräche nahm sie den andern Brief und ging damit in ihr kleines Cabinet, wo sie sich ihrer Neigung zur Einsamkeit überließ, denn dies zierlich ausgeschmückte Geheimzimmer durften selbst Halldorf und die Kinder nicht betreten.

Mit einer Mischung von Bangen und Neugier öffnete Julie das Couvert. Mehrere engbeschriebene Blättchen vielen heraus, sie las:

„Mein Vater, der Baron von Geyerfels, gehörte zu den seltenen Menschen, über welche das Glück ihr Füllhorn ausschüttet. Von seinen Eltern erbte er einen tadellosen Stammbaum, welcher ihn fähig machte, ohne sich durch eigne Arbeit eine Stellung in der Welt zu verdienen, in den höchsten Kreisen zu erscheinen. Seine Eltern starben, ehe er entwickelt genug war, um ihren Verlust schmerzlich empfinden zu können, und hinterließen ihm große,

schuldenfreie Güter, welche sein gewissenhafter Vormund vortrefflich verwaltete. In dessen Hause verlebte er eine glückliche Kinderzeit und blühte zum schönen, geistvollen Jungling empor. Mit einem liebenswürdigen jungen Edelmann brachte er einige Jahre, das Leben genießend, auf Reisen zu, kehrte heim, erhielt am Hofe einige Ehrenstellen und vermälte sich aus aufrichtiger Zuneigung mit dem schönsten Hoffräulein der Königin, einer Gräfin Werdenrode.

Eine Tochter, schön wie die Mutter, erhöhte das Glück des Paares, zwei Jahre später wurde ich geboren.

Meine Eltern lebten im Sommer auf ihren Gütern, im Winter in der Residenz und was sie wünschten, sahen sie erfüllt.

Da trat der Tod in unser Haus, am zehnten Geburtstage meiner Schwester erkrankte die Mutter plötzlich, acht Tage später lag sie schon in der Familiengruft.

Meine kindlichen Thränen mischten sich mit den Thränen meiner Schwester Sidonie. So jung wir waren, begriffen wir doch, daß wir die gütige Mutter, welche oft Stundenlang mit uns gespielt, uns so viel Freude bereitet hatte, nie wieder sehen sollten.

Die Erscheinung der vielen in Schwarz geklei-

deten Menschen, die unser Schloß anfüllten, die düstern Klänge der Trauermusik ängsteten und peinigten uns arme Kinder furchtbar.

Mein Vater, der bisher keine Vorstellung von dem gehabt hatte, was Schmerz ist, war in Verzweiflung. In seinem Hause konnte er es nicht mehr aushalten, überall vermißte er meine Mutter, Freunde riethen ihm, auf Reisen zu gehen und er befolgte diesen Rath.

Meine Schwester übergab er der Obhut einer unverheiratheten Tante, ohne im Entferntesten zu untersuchen, ob sie geeignet sei, ein schönes, lebhaftes Mädchen zu erziehn; mich und seinen Lieblingsdiener nahm er mit sich, ebenfalls nicht überlegend, in wie fern ich, ein achtjähriger Knabe, durch Reisen gewinnen oder verlieren könne.

Zuerst ging mein Vater nach Italien und blieb, nachdem er sich in mehreren Hauptstädten nur kurze Zeit aufgehalten hatte, in Rom. Ich erhielt, da mein Vater das Geld nicht zu schonen brauchte, durch den Diener Alles, was ich für meine Person bedurfte, reichlich, nur — keinen Unterricht. Lesen, Schreiben, etwas Rechnen hatte ich daheim gelernt, in Italien lernte ich spielend die Landessprache, ohne mein Deutsch zu vergessen. Ein Deutscher Maler, den ich sehr gern hatte, lieh mir Bücher und erlaubte, daß ich

viel in seinem Atelier war, wo ich ihm Manches absah, auch brachte er meinen Vater dahin, endlich einen Hofmeister für mich anzunehmen, einen Italiäner, welcher für sehr gelehrt galt. Er ist vielleicht ein sehr kenntnißreicher Mann gewesen; mich ließ er Nichts davon merken, wenn ich bei ihm war, las er, ohne sich um mich zu kümmern. Alles was er für mich that, war, mir etwas Latein beizubringen. Meinem Vater sagte er von Zeit zu Zeit, daß ich ein Genie sei, außerordentlich viel Kenntnisse besäße und mein Vater erwiederte regelmäßig darauf: „das ist gut, wenn es nur seine Mutter erlebt hätte!“

Die Liebe meines Vaters zu meiner Mutter muß eine eigenartige gewesen sein, er ward nicht müde ihren Verlust zu beklagen, aber er kümmerte sich dabei fast gar nicht um das wesentliche Schicksal ihrer Kinder.

Von meiner Tante ließ er sich vierteljährig mittheilen: daß Sidonie wohl sei und wachse, und sandte zu solchen Fristen tausend Thaler für ihre Bedürfnisse.

Gesellschaft, namentlich die von Frauen haßte mein Vater, er saß entweder allein in seinem Zimmer, laß und schrieb, oder schweifte, ebenfalls allein, in Rom und dessen Umgebungen umher. Alte Freunde meines Vaters kamen nach Rom, als wir etwa drei

Jahre dort gelebt hatten, vielleicht wollte er diesen ausweichen, — genug als sie Miene machten, sich ihm zu nähern, verließ er die Stadt und ließ sich in Florenz nieder, von da gingen wir nach Venedig, wo es ihm nicht lange gefiel. Mein sogenannter Hofmeister war in Rom geblieben.

Ich weiß nicht was meinen Vater bewog, von Venedig nach England zu reisen, genug, er that es, ließ sich in einer der ruhigsten Straßen im Westend von London nieder und äußerte: „der Gedanke, daß ihn hier Niemand kenne und aufsuchen werde, mache ihm London lieb, auch gefiel es ihm, daß er sein Haus für sich allein und die Thüre stets zu haben konnte.

Hier lernte ich Englisch und Geschichte, ich hatte mich daran gewöhnt, die Augen offen zu haben und machte die Bekanntschaft eines englischen Knaben von meinem Alter, der mich mit zu seinen Eltern nahm, was leicht geschehen konnte, da sich mein Vater immer noch nicht um mein eigentliches Wesen kümmerte.

Hier lernte ich den Zauber des Familienlebens kennen, denn obgleich nach englischen Verhältnissen kaum wohlhabend zu nennen, war doch die Familie Buttler durch die herzliche Liebe, welche die Mitglieder untereinander verband, glücklich zu nennen. Jeder Mann in der Familie, der Vater und die

beiden ältesten Söhne arbeiteten, die Frau und die Tochter sparten und suchten zu erhalten, auch waren beide sehr geschickte Zeichnerinnen und verstanden sich auf geschmackvolle Nadelarbeiten. Ihre Toiletten waren das Werk ihrer fleißigen Hände.

Damals, Julie, damals dämmerte zuerst der Wunsch in mir, dereinst ohne große Reichthümer in beglückter Häuslichkeit an der Seite einer geliebten Frau mich meines Daseins zu freuen.

An meine Schwester hatte ich geschrieben; ich erhielt eine liebevolle Antwort von ihr. Sie hatte mich nicht vergessen und theilte mir in einem langen Briefe alle ihre Erlebnisse mit, die eigentlich mehr in Träumereien als in Wirklichkeiten bestanden.

Zu jener Zeit wußte ich noch nicht, was ich später erfuhr, nehmlich daß die gute Tante eine häßliche alte Jungfer war, die sehr viel Herzensgüte, eben soviel Phantasie, gar keine Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, und nur wenig Verstand besaß.

Als Kind kränklich, hatte eine zärtliche Mutter sie verzogen, sie war niemals aus dem Schlößchen gekommen, das sie von ihren Eltern ererbt hatte, denn sie war sich ihrer Häßlichkeit bewußt, aber sie fühlte sich nicht unglücklich, denn sie setzte sich nicht Zurücksetzungen aus; die Bewohner ihres heimathlichen Dörfchens liebten sie, ihre alte Dienerin und

deren Bruder wären für die Herrin durch das Feuer gegangen.

Das Fräulein selbst kannte kein anderes Vergnügen, als in ihren jüngeren Jahren Märchen und Sagen, später Romane zu lesen, aber möglichst altmodische, noch aus der Zeit, wo in Romanen und Erzählungen das Leben und die Menschen anders geschildert wurden als sie in Wahrheit sind, und wo von Liebe, Opfern, Entsagung die Rede ist, welche selten oder nie vorkommen.

Sie sah Alles anders als die Wirklichkeit es bietet, und natürlich war sie nicht im Stande, meine Schwester Sidonie für das Leben zu erziehn. Die seltene Schönheit des Kindes entzückte sie, was konnte sie, ihrem Naturell nach, anders thun, als die Nichte verzärteln? Sie lehrte sie Französisch sprechen, ein wenig in bunter Seide sticken, in der Art, wie es die Ritterfrauen auch gethan hatten. Der Schullehrer des Dorfes spielte mit Fertigkeit die Harfe und da Sidonie eine liebliche Stimme besaß und musikalische Talente, so mußte sie natürlich auf Wunsch der Tante die Behandlung des romantischen Instrumentes erlernen, auch machte es Sidonien selbst Vergnügen, als sie erwachsen war, im Garten unter alten Bäumen zu sitzen und Harfe zu spielen.

Davon schrieb sie mir in ihrem langen Briefe,

sie erzählte auch, daß sie jetzt oft Besuch hätten von dem Prinzen Waldemar, welcher in der Nähe ein Jagdschloß habe und ihr zufällig im Walde begegnet sei, daß auch zuweilen der Graf Ellernburg mit komme, und die Tante herrlich zu unterhalten wisse, daß Prinz Waldemar schön und geistvoll und erst vierundzwanzig Jahr alt sei, ja daß er geschworen habe, sich nur mit der Dame zu vermählen, die er liebe, gleichviel ob sie eine Prinzessin sei oder nicht.

Ich war ein Knabe von vierzehn Jahren, dennoch hatte ich mehr von der Welt gesehn, als andere Kinder meines Alters, ich hatte viel gelesen und gedacht, natürlich wußte ich, daß ein Erzherzog von Oesterreich die schöne Welserin zu seinem ehelichen Gemal gemacht hatte, warum sollte ich nicht glauben, daß der zweite Prinz von einem Landesherrn sich mit einer schönen Baronesse von Geyersfels vermälen könne.

Mein Vater war ein vollständiger Misanthrop geworden, er sprach fast gar nicht mit mir und so hatte ich nicht den Muth, ihm Sidoniens Brief zu zeigen. Zu dieser Zeit begann er zu kränkeln, der treue Diener rief den Arzt und dieser rieth entschieden Luftveränderung.

Mein Vater war seines unbehaglichen Zustandes müde, vielleicht sehnte er sich auch, ohne es sich selbst bewußt zu sein, nach der Heimath. Wir gingen

nach Deutschland zurück und hier änderte sich mit einem Male der Seelenzustand meines Vaters in einer Weise, welche wol Jeden, der ihn in den letzten Jahren gesehen hatte, auf das Höchste überraschen mußte.

Ich habe später in reiferen Jahren meinen Vater vollständig begreifen gelernt. Er gehörte zu den seltenen, poetischen Naturen, welche nur glücklich und belebt sind, wenn eine Leidenschaft für ein Weib sie durchglüht. Vergessen muß man auch nicht, daß mein Vater in seinem Leben niemals ernsthaft gearbeitet hatte, sein Reichthum, welcher ihm jeden Luxus gestattete, hatte zur Verfeinerung seines Geschmackes beigetragen, und da er völlig unabhängig war, hatte er Zeit sich in sich selbst zu versenken, und seinen Empfindungen und Fantasien zu leben. Er besaß nicht das beste Heilmittel gegen Seelenqualen: die Gewohnheit zu arbeiten.

Jahre lang hatte mein Vater seine Gattin betrauert, alle Frauen geflohen oder mit Gleichgültigkeit betrachtet. In Wien, wohin wir unsern Wanderstab jetzt gesetzt hatten, empfand der gereifte Mann, der sein dreiundvierzigstes Jahr bereits angetreter hatte, eine glühende Leidenschaft für ein junges, interessantes Mädchen. Ich glaube kaum, daß er meine Mutter, welche doch seine erste Liebe gewesen war, so heftig geliebt hatte.

Der reiche, angesehne Baron von Geyersfels, welcher noch eine stattliche Erscheinung war, fand in der Familie der armen Gräfin die zuvorkommendste Aufnahme, die reizende Flora gab ihm gern ihre Hand, denn er befreite sie aus drückenden Verhältnissen, vielleicht auch hatte sie wirkliche Zuneigung für meinen Vater; ich weiß es nicht, denn nachdem er mir seine Verlobung angezeigt hatte, wurde ich in die Heimath gesandt, in das Cadetenhaus gesteckt und sah meinen Vater Jahrelang nicht. Als ich damals gerührt von ihm Abschied nehmen wollte, fand ich ihn eben beschäftigt, Schmuck für seine Braut auszusuchen, er reichte mir kühl die Hand und sagte: „reise glücklich, schreibe zuweilen."

Meine Schwester erfuhr erst durch mich, daß sie eine Stiefmutter erhalten hatte; das Organ der Liebe zu Kindern schien meinem Vater ganz zu fehlen. Im Cadetenhause mißfiel es mir im höchsten Grade, ich war zu sehr an Freiheit gewöhnt, um den Zwang ertragen zu können, der, wie es mir schien, ganz unnöthiger Weise, den Zöglingen der Anstalt auferlegt wurde. Ein Jahr hielt ich es aus, dann schrieb ich meinem Vater, daß ich nicht bleiben wolle, und bat um seine Befehle, um seinen väterlichen Rath für mich.

Er schrieb mir kurz, ich möchte thun, was ich

wolle, wenn ich nicht Offizier zu werden, Lust habe, wäre das Beste für mich, zu studieren. Die Zinsen meines mütterlichen Vermögens, zweitausend Thaler, könne ich halbjährig erheben.

Eine seltsame Art von einem Vater, dem sechzehnjährigen Sohne gegenüber. Ueberhaupt war mein Vater ein Character, wie ich im Leben keinem zweiten begegnet bin. Er schien alle seine Liebesfähigkeit nur einem Wesen, nähmlich einer Frau zuwenden zu können; als Knabe hatte er seine Pflegemutter geliebt und später ihren Tod tief und lange betrauert. Seine Leidenschaft für meine lebende, sein Schmerz um meine todte Mutter beherrschten ihn dergestalt, daß er wenig Neigung für meine Schwester und mich empfand, und jetzt seitdem eine neue Liebe zu Gräfin Flora in seiner Seele lebte, gedachte er seiner ersten Gemahlin kaum.

Ich reiste zu meiner Tante, um meine Schwester zu sehn, an die ich mich oft mit Liebe erinnert hatte. Sie war die erste Person, welche mir im Garten, der das Schlößchen umgab, begegnete. Sie kannte mich sogleich, obwohl ich bedeutend größer geworden war, ich war erstaunt, vor einer jungen Dame zu stehen, welche schön war, wie eine Fee. Noch habe ich ihre Erscheinung vor meinem geistigen Auge. Sie trug ein weißes Kleid von dünnem Stoff, durch-

aus nicht nach damaliger Mode, aber viel kleidsamer. Ein dunkelrother Sammetgürtel mit goldenem Schloß umgab die feine Taille. Blondes Haar in vollen natürlichen Locken, im Sonnenstral wie Gold schimmernd fiel bis über den Gürtel hinab von dem wohlgeformten Haupte und umfloß das zarte, weiß und rosige Antlitz, aus dem prachtvolle braune Augen leuchteten, wie ein goldener Schleier. Sie umarmte mich zärtlich, dann faßte sie mich bei der Hand und führte mich zur Tante, welche mich sehr gütig empfing und mit Fragen überschüttete.

Einige Tage blieb ich bei meinen Verwandten, dann aber fand ich das Leben in dem Schlößchen zu einförmig, Ich mußte, so jung ich war, doch zuweilen lachen, wenn die Tante ihre veralteten Ideen auskramte und von Vorgängen, die sie sich träumte, redete, als sei das Alles geschehn oder doch zu erwarten.

Sidonie trug einen schmalen Goldreif an der linken Hand.

„Der Ring sieht aus wie ein Verlobungs- oder Ehering," sagte ich.

„Er ist auch mein Verlobungsring," erwiederte Sidonie.

„Und das erfahr ich erst jetzt? Wie nennt sich mein künftiger Schwager."

„Darüber darf ich noch nicht sprechen, allein Du

sollst der Erste sein, der meines Gatten Namen erfährt, sobald ich davon reden darf," antwortete sie.

„Dein Verschweigen sagt mir genug, Sidonie, es ist Prinz Waldemar, dem Du Dich verlobt hast. Was sagt Deines Geliebten Familie? So jung ich bin, habe ich doch oft gehört, daß so unglückliche Verbindungen selten zum Glücke führen."

Sie lächelte, „Du kennst Waldemar nicht, er ist ja nicht der älteste Prinz, er weiß was er thut und ich kann fest auf ihn bauen."

„Was sagt die Tante?"

„Sie ist sehr glücklich über mein Loos."

Ich war zu jung, um einzusehn, daß Sidonie ohne Weltkenntniß handelte, sonst würde ich wohl anders aufgetreten sein, denn energisch war ich schon damals; auch besaß ich eine bedeutende Dosis von dem Stolze der Geyersfels. Mein Großvater hatte noch zu der freien Reichsritterschaft gehört, die Tante erklärte mir, daß die Töchter aus solchen Geschlechtern, gleich den Töchtern der spanischen Granden, jedem Prinzen aus regierendem Hause ebenbürtig seien, und ich Unerfahrner glaubte ihr. —

Mein Abschied von der Schwester war herzlich. Ich bezog die Universität zu Bonn, ging später nach dem schönen Heidelberg, studirte und trieb Unsinn, wie alle Studenten. Von meinem Vater hörte ich

selten, er lebte mit seiner Gemahlin in Wien, Sidonie schrieb mir nur einmal, die Tante war gestorben, sie selbst lebte in Italien und zwar als Gemalin des Prinzen Waldemar, doch fügte sie hinzu, daß ihre Ehe vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müsse und beschwor mich, wolle ich nicht namenloses Unglück über sie bringen, von ihren Verhältnissen zu schweigen. Sie lebte abwechselnd in Rom und Florenz unter dem Namen Gräfin Ellernburg und galt für eine Verwandte des Grafen von Ellernburg, welcher den Prinzen Waldemar begleitete. Der Prinz sollte sich, weil er für leidend galt oder gelten wollte, einige Jahre in Italien aufhalten; sie sei, so schloß ihr Schreiben, sehr glücklich, ihr Gemal bete sie an und ich habe keinen Grund, um ihre Zukunft besorgt zu sein. Mit dem Vater stand sie in gar keinem Verkehr, er hatte ihr, als sie achtzehn Jahre alt war, ihr mütterliches Vermögen auszahlen lassen, noch bei Lebzeiten der Tante und wußte nur, daß sie mit der Gemalin des Grafen Ellernburg nach Italien gegangen sei. Die junge Stiefmutter schien die Gegenwart der erwachsenen Tochter nicht gewünscht zu haben.

Obgleich sich mein Vater in den letzten Jahren fast gar nicht um uns bekümmert hatte, bewahrte ich doch das Andenken an jene Zeit, wo ich seine väterliche Zärtlichkeit genossen hatte. So lange meine

Mutter lebte war ich sein Liebling, denn damals fühlte er sich glücklich; bei den ersten Unglück aber, das sein Herz trübte, hatte er offenbar die Fähigkeit verloren, irgend eine Seele zu lieben. Für ihn war Jahre lang alles nächtlich, qualvoll, er konnte sich an Nichts mehr freuen, und als er wieder liebte und lebte, hatte er keine Liebe mehr für seine, aus seinem Herzen verstoßenen Kinder. Ich litt mehr als vielleicht mancher Andre in ähnlichen Verhältnissen gelitten haben würde, denn ich besaß ja viele Güter des Lebens, Gesundheit, glänzenden Namen, Reichthum, ich war unter meinen Comilitonen beliebt, — aber, Julie, ich habe ein liebebedürftiges Gemüth, ich bin dankbar für Liebe, und ich vermisse sie schmerzlich, denn auch meine Schwester hatte nur eine blasse Neigung für mich, ihr Herz gehörte ihrem Gemal. Um die Leere meines Herzens auszufüllen, stürzte ich mich in einen Strudel von Zerstreuungen, ich spielte, ich hatte einige Duelle, es war ein Glück, daß ich Keinen getödtet hatte, ich trieb Unsinn, aber niemals etwas Schlechtes, Gemeines.

Einmal, um die Weihnachtszeit, als alle meine Bekannten, welche noch Eltern hatten, in die Heimath reisten, überfiel mich namenlose Sehnsucht nach dem alten Schlosse, wo ich mit meiner Mutter gelebt hatte. Ich vermuthete meinen Vater mitten im

Winter, nicht auf dem Lande, zumal mit einer so jungen Frau wie die seinige, ich wollte mein heimathliches Dorf sehn und reiste hin.

Mein Vater war anwesend, auch die Baronin. Er empfing mich gütig, sah aber merklich gealtert aus, sie war artig, ja liebenswürdig gegen mich, sie blühte wie der Frühling.

Mein Vater fragte, wie lange ich noch studieren würde; ob ich in Staatsdienste treten wolle; aber ich merkte, seine Seele war nicht bei diesen Fragen. Offenbar war er nicht glücklich.

Als ich mit Johanna, der ehemaligen Dienerin meiner guten Mutter, darüber sprach, sagte sie geheimnißvoll, „der Herr Baron sind vierundzwanzig Jähre älter als die junge gnädige Frau, das macht ihn eifersüchtig, und gewiß hat er keinen Grund.“

Mein Vater dauerte mich. Gefallen konnte es mir nicht daheim, ich blieb auch nicht lange und kehrte auf die Universität zurück. Das Studentenleben gefiel mir, ich besuchte noch eine Universität und blieb mehrere Jahre da.

Das Leben meiner Schwester hatte in der letzten Zeit sich bedeutend geändert, doch erfuhr ich von ihr selbst Nichts, nur durch Zeitungen. Ganz plötzlich war der Thronerbe, welcher nur eine Tochter hin-

terlassen hatte, gestorben und Prinz Waldemar war aus Italien zurückgerufen worden.

Er hatte, so ließen die Journale errathen, eine Verbindung mit einer Prinzessin eines Kaiserhauses ausgeschlagen. Graf Ellernburg war nicht mehr bei dem Prinzen, er lebte auf seinen Gütern. Ich schrieb an meine Schwester und adressirte den Brief an Graf Ellernburg. Ich erhielt keine Antwort, ich schrieb nochmals und als auch mein zweites Schreiben ohne Erwiederung blieb, reiste ich zu Ellernburg, nach meiner Schwester zu fragen. Graf Ellernburg empfing mich sehr artig; auf meine Frage nach meiner Schwester entgegnete er, daß ein Eid ihn hindere, mir ihren Aufenthalt zu entdecken; doch solle ich fest glauben, daß sie glücklich sei, ich würde durch Nachforschungen meiner Schwester nur schaden.

Ich sagte ihm, daß ich von ihrer Vermählung mit dem Prinzen Waldemar wisse.

„Dann schweigen Sie wie das Grab! Des Prinzen Stellung hat sich seit dem Tode seines Bruders wesentlich geändert, das wissen Sie selbst. Daß der hohe Herr Ihrer Frau Schwester treu ist, hat er bewiesen, indem er kürzlich sich entschieden weigerte, sich zu vermählen. Er will zu Gunsten seines Vetters auf alle Ansprüche, die er an den Thron hat,

verzichten, aber der rechte Zeitpunkt dazu ist noch nicht gekommen."

Der Graf blieb artig, aber stumm und ich verließ ihn, fest entschlossen, mich nun direct bei dem Prinzen nach meiner Schwester zu erkundigen.

Auf meiner Reise nach der Residenz kam ich in die Nähe von Birkendorf und hörte von einem Herrn erzählen, daß Graf Ellernburg daselbst ein großes Gebäude besitze, was kürzlich vom Tapezier aus der Stadt A . . sehr elegant, ja prächtig eingerichtet worden sei; man sage, der Graf wolle es in Zukunft bewohnen, um ganz fern von der Residenz über der Grenze zu sein; sie wissen vielleicht, Julie, daß damals die obere Hälfte von Birkendorf zum Fürstenthume H. gehörte, und erst später an Prinz Waldemar's Vater abgetreten ward.

Unwillkürlich dachte ich an meine Schwester, sollte sie vielleicht in diese abgelegene Gegend in das Haus über der Grenze verbannt werden? Ich stieg auf der nächsten Station aus und ging die zwei Stunden nach Birkendorf zu Fuße. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, hinter dem Hause, im Garten wandelte Sidonie auf und ab, eine Zeitlang beobachtete ich sie, ohne daß sie mich bemerkte. Sie war noch eben so schön, vielleicht noch schöner als früher, aber sie sah bleich und unglücklich aus.

Ich trat hinter den Bäumen hervor und rief sie beim Namen. Sie stieß einen Schrei aus und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

So weit hatte Julie gelesen, die Stimme ihres Gatten, welcher laut und heftig im Nebenzimmer sprach, störte sie in ihrer Lectüre Sie warf die Papiere in ein Schubfach, schloß es zu und trat aus ihrem Gemache.

IV.

Eine Warnung.

„Du weißt jetzt meinen Willen, Arthur, und hast ihn zu befolgen," sagte der Revierförster in kurzer entschiedener Weise zu seinem Sohne, „gehe jetzt, wohin Du Lust hast, nur nicht an einen gewissen Ort."

Arthur entfernte sich schweigend, sein schönes Gesicht war dunkelroth nnd seine classisch geschnittene Oberlippe zuckte; doch hielt er es für gerathen sich scheinbar dem Vater zu fügen, Arthur wußte zu gut, daß dieser kein Mann war, bei dem Widerspruch gute Früchte trug. Aber bemerkte der Vater den Blick des Sohnes? Er sah ihn nicht, denn sonst würde er erschrocken sein; es war ein vielsagender, Blick, jedoch kein liebevoller.

„Du scheinst unzufrieden mit Arthur?“ fragte Julie, sie zitterte ein wenig bei diesen Worten, denn sie liebte ihren ältesten Sohn leidenschaftlich.

„Nicht ohne Grund Julie, Arthur war ungehorsam. Ich weiß, daß Baron Geyersfels hier ist und habe unserm Sohne verboten, mit ihm zu sprechen, auch das verrufene Haus, wo die sogenannte Gräfin wohnt, soll er nicht besuchen, und doch sah ich ihn herauskommen?“

„Du sahst es selbst, lieber Halldorf?“

„Nur meinen eigenen Augen kann ich glauben, daß mein Sohn gegen meinen ausdrücklichen Befehl handeln konnte. Arthur ist ein so denkender, entwickelter fast jünglinghafter Knabe, daß ich die Uebertretung meines Befehles nicht kindischem Leichtsinn oder seiner Einfalt zuschreiben kann.“

„Er hat doch früher niemals Neigung gezeigt, jenes Haus zu besuchen das, ich gebe das zu, leicht ein Gegenstand der Neugier werden kann, wenn man bald Dieses bald Jenes über seine Bewohner sprechen hört;“ bemerkte Frau Halldorf etwas verstimmt.

„Vertheidige Arthur nicht, liebe Julie,“ wandte Halldorf ein. „Niemand spricht jetzt mehr von dem Hause und der armen Wahnsinnigen, selbst um Herrn von Geyersfels kümmert man sich bei uns im Dorfe nicht viel, er interessirt die Leute nicht, ich aber habe

ihn am ersten Tage bemerkt, wie er um unser Haus schlich."

„Du? Kanntest Du früher den Baron, daß Du sogleich wußtest, wer jener Mann war, welcher, wie Du sagtest, um unser Haus herum strich?" fragte sie und machte sich mit ihren Pflanzen zu thun, deren gelbe Blätter sie abzupfte.

„Ich sah ihn vor Jahren, kurz vorher, ehe ich Dich kennen lernte; seinen Charakter schilderte mir Dein Bruder, ich weiß — doch gleichviel, ich traue dem Baron wenig Gutes zu. Aus welchen Ursachen hängt er sich an unsern Arthur? Dieser Knabe kann doch keine Gesellschaft für den vielgereisten Mann sein? Jedenfalls will ich nicht, daß er ihn spricht und in jenes Haus geht."

„Du hast Recht, Halldorf, aber in jedem Menschen, besonders in einem so jungen, liegt der Trieb nach dem Verbotenen. Wäre es nicht gerathener, Arthur nicht zu untersagen, ihn dagegen mehr unter Augen zu halten? Ohnehin gehen seine Ferien bald zu Ende," sagte Julie sanft.

„Nein Julie; Lerne gehorchen! ist ein weiser Spruch, mein Sohn darf nicht thun, was mir, seinem Vater zuwider ist, kein gutes Kind thut es."

Julie schwieg. Nach einer langen Pause fragte sie: „wie lange bleibt der Geometer noch hier?"

„Ich glaube drei Wochen, er hat noch ein gut Stück Arbeit vor sich, er ist ein Mann, der seine Sache versteht.“

„Wirst Du Arthur nach der Stadt begleiten, mein Bruder würde sich freuen, wenn er Dich sehen könnte.“

„Ich weiß es noch nicht, wenn ich Zeit finde, vielleicht. Willst Du vielleicht diese Reise mit machen?“

„Ich lasse die jüngern Kinder nicht gern allein!“

„Wie Du denkst, liebe Julie. Du warst am Geburtstage am Grabe deiner guten Mutter.“

„Ja!“

Er sah sie an, es lag etwas von einer Frage in seinem Blicke. Sie schwieg, es war ihr nicht möglich, ihrem Gatten zu sagen, daß sie mit Geiersfels gesprochen hatte; wenn Halldorf sie direct gefragt hätte, würde sie nicht geläugnet haben, er schien jedoch entweder diese Bemerkung nur zufällig gemacht zu haben, oder ihrem eigenen Gefühle zu überlassen ob sie ihm von ihrem Zusammentreffen mit dem Baron Mittheilung machen wolle oder nicht.

Was hatte sie denn auch für eine Verpflichtung gegen Halldorf; sie begehrte ja nie, daß er ihr von jeder Unterredung, welche er hatte, Mittheilung machte;

sie brauchte sich keines Wortes, das sie gesprochen hatte, zu schämen.

Ob Halldorf in ihrer Seele las? Er sagte kein Wort, warf leicht hin, daß er noch viel zu schreiben habe und ging in das kleine Cabinet, in welchem er zu arbeiten pflegte.

Julie stützte den Kopf in die Hand, es that ihr weh, daß Arthur dem Vater, der es so treu meinte, nicht gehorchte, sollte sie den Sohn mütterlich vor Geiersfels warnen? Welchen Grund konnte sie angeben, und hatte sie nicht, ohne ihr Wollen freilich, diesem Manne bitteres Herzleid zugefügt? Was auch seine Fehler gewesen sein mochten, sie hatte er doch lange und tief geliebt, warum sollte er nicht die kurze Zeit die er in Birkendorf zubrachte, ihren Sohn sehn?

Sie ging in ihr Gemach und nahm die Blätter wieder zur Hand welche Sidoniens Geschichte enthielten. Aufgeregt mit pochendem Herzen las sie weiter.

V

Schluß von Sidoniens Lebensgeschichte.

Mit raschen Schritten ging ich auf meine Schwester zu, „du hast mich nicht erwartet, Sidonie,“ sagte

ich, „aber gleichviel, ich sehe daß Du leidest, ich bin nicht der unerfahrene Jüngling mehr, aber Dir noch brüderlich zugethan, wie in der Kinderzeit. Sage mir Alles, was Dich quält, warum Du in dieser Einsamkeit lebst, und baue auf deinen Bruder."

Lange schwieg sie, desto mehr sagten mir ihre Thränen. Sie hatte erlebt, was schon viele Mädchen vor ihr erfahren haben und noch viele erleben werden, die eine eheliche Verbindung ohne Wissen und Zustimmung der Familie eingehen, welche über ihren Stand ist. Der Prinz hatte sich vor Zeugen feierlich am Altare mit ihr vermählt, ein angesehner Priester hatte sie copulirt und ihr Gemahl war fest entschlossen, ihr die angelobte Treue zu halten, er hatte bisher in keine ihm vorgeschlagene Vermählung gewilligt. Der regierende Herr schien sogar von des Prinzen geheimer Ehe gewußt und sie Anfangs nicht mißbilligt zu haben, denn der junge Herr hatte keine Schulden mehr gemacht, sich mit keinen dem Landesherrn mißfälligen, ehrgeizigen Plänen beschäftigt und was der Prinz in Italien that, war, so lange es nicht öffentliches Aufsehn machte, dem Hofe ziemlich gleichgültig. Aber jetzt, nach dem der Thronerbe plötzlich in der Blüthe seiner Jahre gestorben war, ohne Söhne zu hinterlassen, jetzt wo der zweite Prinz des Hauses

in Folge eines Sturzes mit dem Pferde unheilbar krank darnieder lag, war der Prinz Waldemar in den Augen seiner Familie natürlich eine andere Person geworden. Sein Vater hatte ein langes Gespräch unter vier Augen mit ihm und die Folge desselben war gewesen, daß er dem Grafen Ellernburg den Auftrag ertheilt hatte, meine Schwester außer Landes zu führen. Prinz Waldemar mußte Grund haben, von dem regierenden Herrn für Sidoniens Sicherheit zu fürchten. Dennoch liebte ihr Gemal sie noch genug um zu wünschen, daß sie in seiner Nähe bliebe, damit er sie oft ins Geheime besuchen könne, und Ellernburg wählte das ihm gehörende Landhaus über der Grenze. Es waren in der Eile einige Gemächer prächtig und geschmackvoll für sie hergerichtet worden und zwei Diener so wie eine italienische Duenna begleiteten Sidonie. Die Diener, Koch und Kammerdiener sprachen nur Französisch, hatten die Weisung, mit Niemand im Orte zu reden und wurden so hoch bezahlt, daß man sich auf sie verlassen konnte. Die Italienerin war ihrer Gebieterin wahrhaft ergeben und die beiden Franzosen sahen in dem Prinzen Waldemar schon den künftigen Regenten und große Vortheile für sich in der Perspective, wenn sie reinen Mund hielten.

Prinz Waldemar besuchte seine Gemalin oft, seine

bekannte Leidenschaft für die Jagd lieh dazu den besten Vorwand, auch für einen Botaniker galt er jetzt, er legte Herbarien an, sah oft den Professor der Botanik von der Universität bei sich, und machte, die Botanisirbüchse über den grünen Rock gehangen, oft weite Fußtouren, bei welchen ihn nur ein einziger Kammerdiener begleitete. Sidonie liebte Waldemar so innig, daß sie zufrieden mit dieser Abgeschiedenheit war, sie vertraute ihm unbedingt, früher oder später mußte ja der Tag kommen, an welchem er sie öffentlich als seine Gemalin seiner Familie vorstellte. Sie dachte oft an Philippine Welser, und Sidoniens Schicksal war ein schöneres, sie hatte ja lange Zeit im steten, herzlichsten Zusammensein mit dem Geliebten in Italien verbracht, und jetzt erschien er ja fast jede Woche, und mit immer neuer Liebe und Leidenschaft. Fast täglich erhielt sie Briefchen von ihm und sandte lange Schreiben an ihn ab. Prinz Waldemar brachte seiner Gemalin oft Bücher mit und sprach mit ihr darüber, sie hatten, um in steter Gedankenverbindung zu bleiben, immer dieselbe Lectüre.

Eines Tages hatte der Prinz ihr beim Abschiede gesagt, daß eine längere Reise, welche er auf allerhöchsten Befehl antreten müsse, ihn mehrere Wochen fern von Sidonien halten werde. Sie nahm mit großer Wehmuth von ihm Abschied und versprach

ihm, für ihre Gesundheit zu sorgen und geduldig auf seine Rückkehr zu harren. Nach seiner Abreise vertiefte sie sich in ein Buch, welches er ihr mitgebracht hatte, es waren die ersten beiden Theile eines neuen, höchst interessanten Romanes, der dritte Theil war vergessen worden. Sidonie sandte den Kammerdiener in das nächste Städtchen nach dem Buche. Ohne dasselbe kehrte er zurück, es mußte erst verschrieben werden. Endlich, nach einigen Tagen traf es ein, und wurde der Gebieterin sogleich von der Kammerfrau überbracht. Es war in die Landeszeitung eingewickelt welche von ziemlich neuem Datum war. Neugierig ergriff Sidonie das Blatt und las. Es ward ihr dunkel vor den Augen, sie glaubte falsch zu lesen und las wieder, sie hatte nicht geirrt, deutlich stand es da, was ihr durch die Seele fuhr wie ein Schwert: Prinz Waldemar war am ersten dieses Monats in der Schloßkapelle im Beisein der hohen Familie des erlauchten Brautpaares mit der Prinzessin Anna getraut worden. Eine lange Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeiten folgte. —

Was Sidonie damals empfunden und gedacht haben mag, schildert wohl keine Feder. Lange saß sie starr auf einer Stelle, dann sprang sie auf, um ihr Asyl zu verlassen und sofort nach der Residenz zu reisen. Vielleicht hätte sie diesen Plan ausgeführt,

aber ihre Kräfte verließen sie, an der Hausthür sank sie ohnmächtig zusammen.

Wochen lang brachte sie auf dem Krankenbett zu, ihre Dienerschaft hatte einen vorzüglichen Arzt aus dem nahen Städtchen herbei geholt, welcher die Krankheit Sidoniens für ein hitziges Nervenfieber erklärte und für eine gute Wärterin sorgte, da die Italienerin nicht fähig war, alle Lasten allein zu tragen. Als Sidonie wieder soweit hergestellt war, daß sie Besuch empfangen konnte, erschien das Ellernburg'sche Ehepaar und so schonend als möglich theilte die Gräfin der Verlassenen, Schwergekränkten mit, daß der Landesherr, nach dem ihm der Prinz die volle Wahrheit mitgetheilt habe, dessen geheime Ehe die ohne Zustimmung seines Oberherrn geschlossen worden sei, für ungültig erklärt habe. Doch wolle der Allergnädigste auf besondere Bitten des Prinzen der Baronesse Geyerfels den Tittel Fürstin von Maleszow geben nach einer Besitzung in Polen, welche Sidonie erhalten sollte unter der Bedingung, stets auf dem Schlosse Maleszow zu leben und über ihr Verhältniß mit dem Prinzen zu schweigen.

Meine Schwester hörte diese Vorschläge schweigend an, endlich sagte sie: ich werde dieses Haus, ja diese Gegend ruhig verlassen, aber erst muß ich noch einmal mit Prinz Waldemar gesprochen haben, und als

die Gräfin Ellernburg Sidonien vorstellte, daß sie ihren weiblichen Stolz zu Hülfe rufen und doch einen Mann nicht sehen solle, welcher so leicht in die Scheidung gewilligt und sich mit einer Andern vermält habe, entgegnete Sidonie kalt und mit wahrhafter Würde: zur Scheidung gehörte auch meine Einwilligung, man begehrte sie nicht, ich betrachte mich nicht als geschieden, sondern als die rechtmäßige Gemalin des Prinzen Waldemar. Will Prinzessin Anna, königliche Hoheit, mit meinem Gemale als dessen Geliebte leben, so kann sie das thun, ich aber verlange ihn zu sprechen, richten Sie dies aus, Gräfin Ellernburg, wenn Sie nicht wollen daß ich als Selbstmörderin ende; aber sein Sie versichert, nach meinem Tode soll das Volk erfahren, wie heilig sein Landesherr die Ehe hält und was er sich gegen die Tochter eines alten freiherrlichen Geschlechtes erlaubte. Ich habe für den Fall meines Todes Verfügung getroffen!"

Was konnte die Gräfin Ellernburg anders thun als den Auftrag meiner Schwester vollziehn?

Prinz Waldemar erschien vor seiner Gemalin. Was Sie ihm gesagt, was er Ihr geantwortet haben mag, hat kein sterbliches Ohr vernommen. Alles was ich weiß, ist daß Prinz Waldemar bleich und in sich versunken Sidonien verlassen hat. Seine Ehe war eine traurige, die arme Prinzessin Anna hat ihn

wohl niemals heiter gesehn. Dicht neben der heißesten Liebe liegt der glühendste Haß, Sidonie hatte Waldemar zu heiß geliebt, um nicht jetzt von Rache und Zorn erfüllt zu sein. Sie wußte es, daß er sie verläugnet hatte, obgleich er sie damals noch liebte, sie empfand es schwer, daß die Welt sie statt für Waldemar's Gemahlin, für seine verlassene Geliebte hielt und wußte, daß sie, wenn sie klagbar wurde, in dem Lande, wo ihr Gemahl dem Throne der Nächste war, ihren Prozeß nicht gewinnen würde. Deßhalb versprach sie Waldemar, sich jedes öffentlichen Schrittes zu enthalten, aber sie erklärte ihm mit eiserner Festigkeit, daß sie sich stets für seine rechtmäßige Gemahlin halten werde, sie wolle nicht nach Polen ziehn und an gewissen Tagen im Jahre, an ihrem Geburtstage und an ihrem Trauungstage begehre sie seinen Besuch.

Was konnte Prinz Waldemar nicht von Sidonien erwarten, falls er diese Wünsche nicht erfüllte? Das einsame Leben in Birkendorf, das fortwährende Brüten über ihr zertrümmertes Lebensglück, ihre gekränkte Ehre, machte sie krank an Geist und Körper. Sie hatte die wunderlichsten Einfälle und führte dieselben so weit als ihr möglich war, aus. Den Garten ließ sie verwildern, eben so das Haus verfallen, nur die Zimmer, welche sie bewohnte und in denen sie von

Zeit zu Zeit den Prinzen empfing, mußten schön erhalten werden. Ich besuchte sie zuweilen und deßhalb erzeigte mir Ihr Bruder, Julie, die Ehre, mich für den Kuppler des Prinzen Waldemar zu halten. Daß ich mich meiner Schwester öffentlich annehmen, ihre Rechte dem Prinzen, ja dem Landesherrn gegenüber öffentlich verfechten wollte, können Sie mir zutrauen, allein ich wußte sehr wohl, daß mit dem Degen in der Faust nichts auszurichten war; ich wandte mich an einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, welcher als gerecht, scharfsinnig und dabei als republikanisch gesinnter Mann bekannt war. Er hörte mich ruhig und aufmerksam an und gab mir nach langem Ueberlegen den Bescheid, daß obwohl das moralische, ja sogar das Kirchenrecht für meine Schwester spräche, doch hier das Staats- und auch das Hausgesetz der allerhöchsten Familie vor jedem Richter Geltung haben müsse, denn kein Prinz, am wenigsten einer der möglicher Weise zur Regierung gelangen könne, habe das Recht sich ohne Zustimmung des Landesherrn zu vermählen, gleichviel ob mit einer Prinzessin oder einer einfachen Bürgerstochter. Meine Schwester habe das freilich nicht gewußt, auch würde kein Billigdenkender sie für leichtsinnig halten, allein gegen die Annulirung ihrer geheimen Ehe könne sie vor keinem Gerichtshofe der Welt Einspruch thun, „mußte doch,“

schloß der Sachverwalter seine Rede, „der Kronprinz von Hannover als er sich mit der Prinzessinn von Sachsen-Altenburg vermählen wollte, außer der Einwilligung seines königlichen Vaters, auch die der Königin Victoria haben, da sie das Haupt des Hauses Hannover ist.“

In das Unabänderliche fügt sich Jeder, weil er muß. Sidonie blieb in ihrem Asyl, sie weinte und verzweifelte nicht mehr, aber sie war auch nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen, um fern vom Vaterlande auf schönern Fluren Erheiterung zu suchen. Als ich ihr einmal rieth, daß sie nach Frankreich oder England gehen solle, darauf anspielte, daß bei ihrer Jugend und Schönheit ein würdigerer Mann ihr seine Liebe weihen und ihr Herz gewinnen könne, wurde sie todtenbleich und sagte mir zornig, daß sie solche Worte niemals wieder hören wolle, sie betrachte sich stets als Waldemar's Gemahlin. Jetzt, Julie, hoffe ich bei Ihnen gerechtfertigt zu sein; Sie werden nicht mehr glauben, daß ich der Vertheidiger eines schwachen, ehrlosen Weibes bin, der feile, demüthige Diener eines charakterlosen Fürsten.

Ich habe seit dem Tage, an welchem Sie mir sagten, daß ich Sie nie wieder sehen solle, keinen glücklichen mehr gehabt. Ich suchte auf Reisen Zerstreuung, vielleicht Glück, ich fand weder die eine,

noch das andre, Alles was die Jugend erfreuen kann, war für mich mit Wehmuth gemischt. Ich reise jetzt wieder fort, auf lange Zeit, ohne Zweck und Ziel; geben Sie mir wenigstens die Versicherung, daß Sie jetzt anders von meinem Charakter denken, als Geleit mit auf meine vielleicht dunkeln, dornigten Pfade. Lassen sie mich nur noch einmal, wie in früheren glücklichen Tagen, wo ich um ihre Wohnung schlich, bis Sie aus der Hausthüre traten, Ihre theure Hand fassen und Ihnen zurufen: Gott segne Sie, Julie, Gott gebe Ihnen Glück!

Wilfried."

Julie legte die Blätter zusammen, ihre Hände waren eiskalt, ihre feine Lippe zuckte.

Mit Sidonien empfand sie tiefes Mitleid, aber das Rachsüchtige in der Handlungsweise der Baronin stieß ihr sanftes Gemüth ab, dagegen stand Wilfried in reinerem Lichte vor ihr und sie mußte zugeben, daß ein Vater wie der seine jedes Recht auf seine Kinder verwirkt hatte. Wilfried war nicht glücklich, das sagten nicht nur seine Worte, das las sie auch in seinen blassen, ernsten Zügen, die noch immer so schön waren, wie zu der Zeit, wo sie ihren kurzen Liebesfrühlingstraum geträumt hatte.

Ihr Blick fiel auf das Bild ihres Gatten, es schaute sie mit seinen offenen, ehrlichen Augen an.

Nie hatte Halldorf ihr ein rauhes Wort gesagt, nie einen Blick für andere Frauen gehabt, in ihrer Krankheit, damals als sie Arthur geboren hatte und sich lange nicht erholen konnte, war sie treu von ihm gepflegt worden. Oft hatte sie ihrer Tochter einen Ehegatten von solchem Charakter gewünscht wie ihr Vater war; aber ach, auch niemals hatte Halldorf für Julien jene berauschende Zärtlichkeit voll Poesie und Leidenschaft gehabt, welche dem fein organisirten, dichterisch angelegten Weibe Alles ist, und für die es, obgleich unkluger Weise, so große Opfer bringt, denn ach, wie theuer wird nicht oft ein kurzes strahlendes Glück bezahlt?

Immer und immer summte Julien eine alte Melodie durch den Kopf deren Worte lauteten:

„Ich hätte wohl können glücklicher sein,
Und ach, auch glücklicher machen.“

VI

Der Abschied.

Julie überlegte, ob sie Geiersfels Papiere behalten, oder ihm zurückgeben sollte. Sie wünschte um Alles in der Welt nicht, daß er sie verkennen möge, zugleich

empfand sie einiges Mitleid mit ihm, er verdiente doch, daß sie ihm die Versicherung mit auf den Weg gab, daß sie nicht gering von ihm denke. Einen Boten an ihn zu senden, schien ihr nicht rathlich, in einem Oertchen wie Birkendorf wurde ja Alles und Jedes besprochen. Julie wußte nicht einmal, ob Wilfried, da bereits einige Tage verstrichen waren, seit sie das Schreiben erhalten hatte, noch im Orte war. Ihren Sohn zu fragen vermochte Julie nicht, und doch war sie überzeugt, daß Arthur von Wilfried wisse.

Ruhig und pünktlich wie immer besorgte sie ihre häuslichen Geschäfte, unterrichtete und liebkoste ihre Kinder und ihrem freundlichen Benehmen gegen ihren Gatten war eine besondre Weichheit zugesellt, welche Halldorf bemerkte, aber weder erwiederte noch besprach.

Julie trat öfters an das Fenster, sie gestand es sich aber selbst nicht warum. Eines Nachmittags, als Halldorf mit dem Geometer auf die Waldspitze gegangen war und Julie sich allein befand, schnitt sie die schönsten Blumen ihres kleinen Gartens ab, flocht sie zum Kranze und ging langsam in Gedanken verloren nach dem Grabe ihrer Mutter. Still und friedlich war es um sie her, friedlich sollte und mußte es auch in ihrem Innern werden.

Nicht lange hatte Julie an dieser heiligen Stätte

verweilt, als rasche, elastische, ihrem Ohre noch immer wohlbekannte Tritte auf dem Kieswege, welcher den Friedhof in zwei Hälften theilte, hörbar wurden.

Sie blickte auf, Wilfried stand vor ihr.

Er grüßte sie in seiner graziösen Weise und sagte mit halbem Lächeln: Endlich, theure Julie! ich war jeden Tag hier, wie vor vierzehn Jahren, wo ich jeden Tag in der St. Petrikirche auf die Pensionärinnen harrte, bis ich den Strohhut mit den einfachen blaßgelben Schleifen und das kornblumenblaue Gewand sah. Sie haben vielleicht vergessen, was Sie damals trugen, Julie, aber ich nicht, ich sehe Sie noch immer vor mir."

„Lassen Sie das, Herr Baron, ich will vollkommen wahr gegen Sie sein," sprach Julie, „ich habe Alles gelesen, was Sie geschrieben haben, und diese Blätter bei mir, für den Fall daß ich Sie sehen sollte."

„Sie wußten, daß ich Birkendorf nicht verlassen würde, bis ich Sie gesprochen hatte, Julie."

„Ich konnte es annehmen, Herr Baron. Und so nehmen Sie denn Ihre Mittheilung nebst der Versicherung, daß ich fortan mit Achtung Ihrer gedenken werde," sagte Julie mit Würde und reichte Wilfried die Papiere.

„Hören Sie mich an, Julie, ich bitte Sie, Sie sind es mir schuldig, meine tiefe Liebe zu Ihnen, die

unwandelbare Treue, welche ich Ihnen vierzehn Jahre hindurch bewahrt habe, giebt mir ein Recht, mehr aber noch Ihr Gelübde, Sie mußten mir mehr glauben, als Denen, die Böses von mir sprachen, und wenn es hundertmal Ihre Brüder waren."

„O Wilfried, ich glaubte Ihnen auch mehr, ich stritt für Sie, ich bat meine Eltern, Ihren Charakter zu prüfen, selbst mein Bruder schwieg gegenüber von solchem Vertrauen, wie das meine war, aber —"

„Fahren Sie fort, Julie!"

„Ich will es; erzwungener Eid ist Gott leid, und da ich nicht so gering von Ihnen denke, daß ich glauben kann, Sie könnten Ihren Vater verläumden, so sage ich Ihnen: Ihr Vater hatte von Ihrer Neigung zu mir gehört, von Ihrer Absicht sich mit mir zu verbinden, er kam in das ehrenwerthe friedliche Haus meiner Eltern und sagte kalt und fest, nachdem er sich genannt hatte, daß er niemals in Ihre Ehe mit einem bürgerlichen Mädchen willigen, daß er sie mit seinem Fluche belasten würde. Er zwang mich, Ihm zu schwören, nicht davon zu Ihnen zu sprechen, und jetzt wissen sie Alles."

„Ich verstehe, ein junges Mädchen, erzogen wie Sie, die Tochter eines frommen Pfarrers konnte man wohl auf diese Weise regieren. Ich begreife auch, daß Sie sich bald nachher den Wünschen Ihrer

Eltern fügten und sich mit Herrn Halldorf vermälten.“

„Mein Vater bat mich auf seinem Sterbebett darum und Halldorf ist ein braver Mann!“

„Gewiß, allein einfache Rechtschaffenheit giebt noch nicht das Recht auf den Besitz eines Weibes, wie Sie. Ich kam hierher mit der leisen Hoffnung, Sie verändert zu finden, mich vielleicht durch ihren Anblick von der quälenden Sehnsucht nach Ihnen zu befreien, aber ich fand Sie wenig verändert, nur schöner geworden. Die Knospe, die ich verließ, zur Rose erblüht. Noch immer ist über Ihr süßes Antlitz der sanfte Friede ausgegossen, welcher für mich einen immer neuen Reiz hat, noch immer ist mir in Ihrer Nähe zu Muthe, als lebte ich im Lande der Seeligen. Halldorf ist gewiß ein rechtlicher Mann, aber ich habe ihn früher genug gekannt, um zu wissen, daß er Ihr Wesen nicht zu würdigen im Stande ist; er weiß nicht einmal, wie schön sie sind. Er hat Sie lieb in seiner Weise und würde sich an der Seite der ersten besten guten Frau eben so glücklich fühlen, als in Ihrer sonnigen Nähe. Ich jedoch habe mit Ihnen das ganze Glück meines Lebens entschwinden sehen, aber da ich nichts verloren gebe, als die Todten, so will ich mir auch das Glück wieder erobern. Julie, läugnen hilft Ihnen Nichts. Mein Herz sagt mir zu

deutlich, daß Sie mich noch lieben, daß Sie nie aufgehört haben mich zu lieben. Nach den Gesetzen dieses Landes ist eine friedliche Scheidung möglich und schnell bewerkstelligt. Mein Vater ist vor Jahresfrist gestorben und seine ungerechten, thörichten Worte hat er, lebt sein Geist fort, längst vergessen. Schläft er aber tief und ohne Träume, so kann ihn mein Thun nicht mehr ärgen. Meines Vaters Wittwe lebt in Wien und wird sich bald wieder vermälen. Die schönen Güter der Geyerfels sind jetzt mein, ich will Sie dahin führen. Ihr edles Herz wird dort Gelegenheit finden, unendlich viel Gutes zu stiften. Ihre Kinder sollen die meinen sein, ich werde, denn ich kann es, ihnen andre Erziehung und ein schönres Loos geben, als sie hier in dem armen Dörfchen haben. Halldorf's Gehalt reicht kaum hin, daß der talentvolle, hochstrebende Arthur studieren kann, Sie selbst Julie sollen —"

Da erhob sich Julie von dem Rasenhügel, auf dem sie gesessen hatte. Ihr klassisches Gesicht war blaß wie Marmor, aber ihre Augen blitzten, sie erhob die Hand zum Himmel und rief: „Hebe Dich weg, Versucher, bei dem Grabe meiner Mutter schwöre ich, daß ich Sie niemals wiedersehen will. Nie werde ich den Mann verlassen, der mich, wenn auch in andrer Weise, doch treu und innig liebt, nie dem

besten Vater die Kinder rauben oder gehn und die Kinder verlassen!"

„Julie bedenken Sie, was Sie thun, lassen Sie mich mit Halldorf sprechen, Sie kennen ihn nicht, Sie haben keinen Begriff von Naturen seiner Art, wenn er Sie nun leichter aufgäbe, als Sie glaubben?"

„Sie kennen ihn nicht, Herr Baron, Halldorf würde Ihnen — ich weiß es nicht, aber wagen Sie es nicht, Ihn mit solchen Vorschlägen zu nahen. Mögen Sie thun was Sie wollen, niemals werde ich mich von Halldorf scheiden, es schiede uns denn der Tod, ich habe es freiwillig geschworen."

Sie erhob sich und ging mit stolzer Haltung ihrer Wohnung zu.

Wilfried sah ihr lange nach, als sie seinen Augen entschwunden war seufzte er tief.

„Verloren, auf immer," murmelte er, „aber noch lebe ich, noch lebt Julie, nur die Todten sind verloren, noch kann ich sie gewinnen." Er nahm die Papiere von dem Grabe auf und ging in Gedanken vertieft durch die obere Thüre des Friedhofs.

VII.

Zwei Lauscher.

Die Unterredung zwischen Wilfried und Julien hatte Zeugen gehabt.

In Halldorf's Seele war es, seitdem er Geyersfels gesehen hatte, nicht so ruhig, als Julie wähnte. Er wußte von Julien's Vergangenheit mehr, als er ihr jemals entdeckt hatte. Als Halldorf sich bei dem Vater seiner Gattin um sie bewarb, lernte er auch ihren Bruder kennen, und dieser hielt es für Pflicht, dem Werber zu vertrauen, daß Julien's junges Herz schon von Liebe für einen Andern erfüllt sei, in dem er aber einen unwürdigen erkannt habe, welcher niemals Julien's Hand erhalten solle.

„Mit einem Unwürdigen ist leicht kämpfen in solchem Falle, ein edles Mädchen, wie Deine Schwester, verachtet ihn; dann vergißt sie sein und hängt später um so inniger an einem braven Manne," antwortete Halldorf, er gewann Julien's Vater das Jawort ab und führte die Geliebte heim.

Daß sie wirklich Geyersfels tiefer und heißer geliebt haben könne, als in der Regel junge Mädchen einen Mann lieben, den sie nur selten sahen, dachte Halldorf nicht im Entferntesten. Alle poetischen ro-

mantischen Empfindungen waren ihm fremd, daß er ganz ruhig bei der Ueberzeugung war: „Julie achtet Geyerfels nicht mehr und jetzt ist sie meine Frau.“

Aber der Mensch, selbst der consequente Charakter bleibt nicht immer derselbe, auch Halldorf war nach und nach ein Andrer geworden und zwar durch Erfahrung, Beobachtung, durch das Studium von Dichtern, welche er früher nicht gekannt hatte. Für ihn hatte es stets nur ein Weib gegeben, seine Julie; er liebte sie herzlich, ohne Schwärmerei nnd betrachtete ihre Liebe zu ihm als ein ihm gebührendes, ihn fest und auf ewig gehörendes Gut. Daß sie an einen andern Mann denken könnte, als an ihn, war Halldorf früher nicht in den Sinn gekommen, allein die traurige Erfahrung; welche einer seiner Jugendfreunde machte, dem die Gattin mit ihren ersten Geliebten entflohen war, und die langsam in ihm dämmernde Idee, daß Julie Wilfried anders geliebt habe als ihn, beschäftigte ihn doch zuweilen in den letzten Jahren, doch suchte er stets solche Gedanken zu verjagen. Er betrachtete sie als düstere Träume. Seit jedoch Geyersfels wieder in Birkendorf gesehen ward, erwachte eine Art von Eifersucht in seinem Gemüthe. Julie schien ihm innerlich verändert. Er beobachtete sie heimlich und scharf, er hatte sie schon das Erstemal auf dem Kirchhofe mit Wilfried sprechen sehen,

aber eben als er den Friedhof betrat und sich hinter einen großen Busch von Spätrosen verbarg, hatte das Gesptäch zwischen Julien und den Baron aufgehört, sie entfernte sich stolz und Wilfried sprang rasch über die niedere Friedhofsmauer.

Daß Julie, die ihn sonst nichts verschwieg, von ihrer Begegnung mit dem Baron ihm kein Wort gesagt hatte, befremdete Halldorf. Er beobachtete sie fortwährend auf jedem Schritt, ohne daß sie es ahnte; er, der Jäger gewohnt jedes Menschen Fußtritt zu kennen, hatte mit scharfem Auge bemerkt, daß Wilfried sich oft in der Nähe des Hauses und auf dem Friedhofe gezeigt hatte. Heute hielt es der sonst so offne, heitre Halldorf für räthlich, seinem Weibe eine Unwahrheit zu sagen. Bei Tische, als beide Ehegatten äußerlich ruhig, innerlich tief bewegt, einander gegenüber saßen, warf er die Bemerkung hin, daß er bald nach dem Essen auf die Waldspitze gehen wolle, den Geometer zu treffen. Die Waldspitze war über zwei Stunden weit vom Forsthause gelegen.

„Ich will mir einige Bäume anmerken und auch die neuen Anpflanzungen mustern, liebe Julie,“ sagte er leicht hin, „ich werde vor Abend nicht zurück sein.“

Julie erwiederte nichts als: „ganz wie Du Lust hast, ich will einige häusliche Geschäfte vornehmen.“

Halldorf ging auch in Wahrheit nach den unfern von der Waldspitze gelegenen Anpflanzungen, aber er kehrte bald um und schlug mit pochendem Herzen und Riesenschritten den Weg nach dem Friedhofe ein. Nicht der weiße Rosenbusch barg ihn diesmal, er stieg in ein offnes Grab hinab in der Nähe des Platzes, wo er Julien erwartete, und wo er sicher war, jedes Wort, welches gewechselt wurde, deutlich hören zu können.

Als Wilfried von seiner Liebe zu Julien sprach, ballte Halldorf die Faust; er war nahe daran aufzuspringen und vor ihn hin zu treten, aber er hielt an sich, er mußte ins Klare kommen, mußte seiner Gattin Antwort hören.

Nachdem Julie sich entfernt hatte, sank eine Centnerlast von Halldorf's Herzen, sie war noch seine edle, treue Gattin, ihr hatte er keinen Vorwurf zu machen, aber mit dem Baron wollte er ein ernstes Wort sprechen, den Störer seines Eheglücks zur Rechenschaft ziehen, gleichviel ob Wilfried's Plan gelungen war oder nicht. Es ist sehr leicht in ein Grab, selbst wenn es tief wie dieses war, hinab zu springen, aber nicht so leicht heraus zu kommen. Halldorf konnte keinen Anlauf nehmen, und ehe es ihm gelungen war, wieder auf der Oberfläche des

Friedhofs zu stehen, hatte Wilfried denselben längst verlassen.

„Wir finden uns schon noch, Herr Baron!“ rief der Förster unwillkührlich laut und knirschte mit den Zähnen, bei diesen Worten hob er drohend die Faust nach der Gegend hin, nach welcher zu Wilfried von Geyersfels gegangen war. Dann ordnete der Förster seinen Anzug und schritt auf einem Umwege seinem Hause zu.

Aber noch Einer hatte Julien, Wilfried und Halldorf gesehen, jedes Wort vernommen, jede Bewegung bemerkt, und jetzt trat er hinter einem hochaufgerichteten Denkmal hervor. Es war ein junger, stattlich aussehender Franziskaner-Mönch, dessen braune Augen, dessen volles Lockenhaar mit der sehr kleinen Tonsur wenig zu dem einfachen, ernsten Gewande stimmte, welches er trug.

„Ich bin heute vergebens gekommen,“ murmelte er, „doch nein,“ sagte er zu sich selbst, „ich habe ein Geheimniß entdeckt und das ist auch etwas werth. Nummro Eins weiß ich, daß der reiche Baron von Geyersfels die schöne Förstersfrau glühend und bis jetzt hoffnungslos liebt, ich kann mich ihm als Spion anbieten und bei dieser Gelegenheit fällt für mich sicherlich ein Erkleckliches ab; zweitens bin ich fest überzeugt, daß die Frau, so tugendstolz sie sich auch

geberdete, dem Baron schwärmerisch ergeben ist. Zu oft habe ich Beichte gehört, um nicht das Herz einer Frau zu durchschauen, zumal das einer so einfachen, tugendhaften und Drittens wird der Förster mir nicht mehr so auflauern, wenn ich im Walde spazieren gehe, sobald ich ihn merken lasse, daß ich im Stande bin, eine Geschichte von seiner Frau zu erzählen. Mag sie auch unschuldig sein so viel sie will, ich habe Frau Halldorf allein auf dem Friedhofe mit dem Baron Geyersfels gesehen, der ein sehr schöner Mann ist, kaum vierunddreißig Jahr alt. Ich habe kein Wort von ihrem Gespräch verstanden, heißt es dann, aber Frau Halldorf hatte Thränen in den Augen und der Baron war sehr bewegt."

Und der Pater lachte, daß seine Zähne, weiß und schön gereiht, hinter den vollen, rothen Lippen hervorleuchteten.

Der Mönch erinnerte sich, daß es Zeit sei, nach seinem Kloster zurückzukehren, wolle er zur Stunde des Nachtessens im Refectorium sein. So viele Freiheit der Pater Guardian ihm ließ, da er dem Kloster sehr nützlich war, so hielt er doch mit Strenge darauf, daß jeder der Fratres zur Minute im Kloster war, wenn die Ausgangsstunden abgelaufen waren. Frater Cölestin nahm das auf dem Boden stehende, bis an den Rand mit frischen Eiern und Honigwaben

gefüllte Körbchen auf, und verließ die Stätte des Friedens, indem er mit wohllautender Bariton-stimme zu einer Choralmelodie Verse sang, deren theils lustiger, theils erotischer Inhalt schlecht zu der Weise stimmte.

Den Frater kümmerte das wenig, er lachte zwischen jeder Strophe herzlich, und als er sich fern von dem Dorfe im Dickicht sah, intonirte er nach Webers herzerfreuender Melodie ein von ihm verfaßtes Lied, das also begann:

„Was gleicht wohl auf Erden dem Klostervergnügen."

Eine gute Stunde hinter Birkendorf, unfern der Waldspitze, stand seit sechs Jahrhunderten das Franziskanerkloster Gnadenort. Eine fromme Fürstin hatte es gestiftet, als ihr Gemahl und ihr Sohn in der Schlacht bei Tagliacozzo gefallen waren, als Anhänger des unglücklichen Conradin von Schwaben. Dem Schutzpatron ihres Gemahls zu Ehren hatte sie es nach ihm genannt, reich dotirt und noch die Beruhigung gehabt zu erleben, daß ein Guardian und sechs Fratres das schöne Gebäude bezogen und in der, im gothischen Styl gebauten Klosterkirche Messe lasen. Der vorletzte Landesherr hatte es Gnadenort getauft.

Seit dem hatte sich Vieles geändert. Der Wald war bedeutend kleiner geworden, in der Nähe des

Klosters und einiger dazu gehörigen Ortschaften, waren große Dörfer mit Kirchen entstanden, wo das Evangelium nach Luthers Ansichten verkündigt wurde und nur hie da und wohnte in den protestantischen Dörfern eine katholische Familie, welche die Klosterkirche besuchte. Im Kloster selbst, das nach und nach durch Stiftungen frommer Seelen sehr reich geworden war, lebten jetzt zwanzig Mönche unter der Obhut des Herrn Guardians und seit sich, vor etwa zweihundert Jahren, ein großes Wunder in Gnadenort begeben hatte, war das Kloster ein vielbesuchtes Ziel für Waller aus nahen und fernen Gegenden. Bekanntlich haben die Franziskaner die Pflicht oder die Erlaubniß, wie man nun eben sagen will, zu betteln, oder wie es in der Klostersprache heißt: zu terminiren.

Der Herr Guardian war sehr besorgt für die unter den Protestanten wohnenden Mitglieder seiner Gemeinde, und die beiden jüngsten Fratres, welche am besten zu Fuße waren, hatten es über sich, die in Birkendorf und der Umgegend wohnenden Glaubensgenossen zu besuchen, sie vor den Eintritt in die protestantische Kirche zu warnen, gelegentlich den protestantischen Geistlichen dieser Dörfer Uebles nachzureden, dabei aber auch anzunehmen, was die alte fromme Lindenbäuerin, die Frau Müllerin, der reiche

Metzgermeister und noch einige gläubige Seelen den Herrn Patres aus christlichem Gemüthe an Lebensmitteln zu senden gewillt waren.

Der jüngste Pater, wegen seines Aeußern der schöne Cölestin genannt, hatte sich bald nach seinem Eintritt in das Kloster, die besondere Gunst des Herrn Guardian erworben. Der würdige joviale Herr liebte leidenschaftlich Musik, und da Pater Cölestin in Wahrheit ein vortrefflicher Sänger war, so wunderte sich Niemand über des Guardians Vorliebe für den jungen Mann. Auch seine Ordensbrüder hatten ihn gern, da sie ihn stets heiter, dienstfertig und mittheilend fanden; seine bösen Eigenschaften, Jähzorn, raschauflodernde Sinnlichkeit kamen im Kloster nicht zum Vorschein, auch schützte sein Gewand ihn vor Händeln, in welche Cölestin, hätte er in der Welt gelebt, wohl leicht gerathen wäre.

Heute nun hatte er sich vergebens bemüht, eine Person zu sprechen, welche ihn mehr, als es sich mit Cölestins Pflichten vertrug, interessirte, aber nachdem er seinem Unmuthe über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen durch einige kräftige Flüche Luft gemacht hatte, befand er sich wieder in der besten Stimmung von der Welt.

Eben wollte er die zweite Strophe seines Liedes beginnen, als der Ruf „guten Abend, Herr Pater,“

ihn aufmerksam machte. Der Geometer kam des Weges daher, ebenfalls in froher Laune, und wie es schien, etwas vom Geiste des Rebensaftes durchglüht, welcher in der sogenannten Klosterschenke in vortrefflichster Qualität zu haben war.

„Sie hören auf zu singen, hochehrwürdiger Herr," sagte der Geometer, „entziehen Sie mir doch nicht diesen Kunstgenuß; selten sind Stimmen, wie Sie eine besitzen, und bei Gott, Sie wissen sie auch zu behandeln. Kein Wunder, daß alle Mädchen und Weiber in der ganzen Gegend in Sie vernarrt sind, Pater, beim Zeus, kein Wunder!"

„Mich freut mein Organ, weil ich es zum Lobe Gottes und der Heiligen erschallen lassen kann," entgegnete der Pater und nahm eine ernste Miene an, „und für Frauen und Mädchen habe ich, ein Klosterbruder, kein Auge."

„Kein Auge, hahaha! Und wenn das wäre, Pater, dann sollten Sie sich schämen; wer die Schönheit nicht bewundert, ist ärger als ein Heide, er ist ein Vandal. Haben Sie nicht die blonde Dame in dem abgelegenen Hause gesehen, welche man die wahnsinnige Gräfin nennt. Den Teufel ist sie wahnsinnig, höchstens spricht Melancholie aus ihren schönen Augen, dann kommt eine jüngere Frau, eine wahre Muse, die schöne Frau Halldorf; wenn

ihr Mann von einem Wildschützen getödtet würde, legte ich dieser Wittwe Hand und Herz zu Füßen, obgleich sie drei Kinder hat, und drittens die junge Müllerin; Donner Wetter ist das Weibchen pikant und niedlich! Als ich zuletzt mit ihr sprach. —"

„Mit Ihr? Wo, wann?" fragte der Pater rasch und dunkle Zornesröthe überzog seine Züge.

Der Geometer fand nicht für gut, eine andre Antwort zu geben, als ein lautes Gelächter.

Der Pater hatte sich indeß gefaßt und ließ schnell die zum Schlage erhobene Hand sinken. „Die Familie des Müllers ist rechtgläubig," sagte er, und jeden Geistlichen der alleinseligmachenden Kirche liegt es ob, auf die Mitglieder seiner Gemeinde ein wachsames Auge zu haben. Euer Umgang, Herr Geometer, scheint mir für keinen Katholiken ersprießlich, da Ihr wie es scheint, die Götter der blinden Heiden Bachus und Venus mehr venerirt, als einem rechtschaffenen Christen ziemt."

Der Geometer lachte abermals und sagte einige lustige Worte über die Enthaltsamkeit der Mönche; Pater Cölestin warf dem Geometer einen Blick zu, als wolle er ihn damit erdolchen, und murmelte: „Herr, Sie sind berauscht!" Und schritt rasch an ihm vorüber, als fürchte er sich vor seiner eigenen Heftigkeit.

Den Geometer focht des Paters Zorn wenig an, er ging, dann und wann über eine Baumwurzel stolpernd, auf Birkendorf zu und sang halblaut mit ziemlich hübscher Stimme nach einer bekannten Volksmelodie:

„Grüß' Dich Gott, Frau Müllerin
Willst mir nimmer aus dem Sinn."

VIII.

Eheleben und Liebesleben.

Aufgeregt, aber doch einig mit sich selbst und in gehobener Stimmung durch den Sieg, den sie über ihre Fantasie errungen hatte, — denn ohne daß sie es sich selbst bewußt war, beschäftigte Wilfried mehr ihre Fantasie als ihr Herz, — kehrte Julie in ihr Haus zurück. Ihre Kinder sprangen ihr fröhlich und rosig entgegen, und war es auch nicht glänzend in den Gemächern, welche sie bewohnte, wie auf dem Schlosse zu Geyersfels, so fühlte sie sich doch heimisch in dem stillen Forsthause, sie hatte noch keine bittre Thräne in diesen Räumen vergossen, niemals Grund gehabt, Halldorf zu zürnen.

Mit Unwillen verwarf sie den Gedanken, diesen braven Mann zu verlassen; sie wußte, daß sie nimmer glücklich sein könnte, nachdem sie Halldorf's Glück zerstört habe. Sie war scharfsichtig genug, einzusehn, daß Geyersfels sie nur deßhalb leidenschaftlich begehre, weil sie sich ihm versagt hatte, daß seine Liebe im Grunde doch keine edle sei, da er Unedles von ihr fordere.

Als eine Stunde später Halldorf in das Wohnzimmer trat und seine Frau unter den Kindern sitzend erblickte, trat er mit einem glücklichen Lächeln zu der Gruppe hin, legte die linke Hand auf das blonde Köpfchen seines Töchterchens und reichte mit Herzlichkeit die rechte seiner Julie. Er war mit sich selbst zu Rathe gegangen, was er zu thun habe, um Julien glücklicher zu machen als bisher, sie sollte bei ihm mehr als eben nur Frieden finden, deßhalb war er diesen Abend besonders mittheilsam und endlich sagte er: „Du hast fast gar Nichts von der Welt gesehn und ich habe eine kleine Summe erspart, Urlaub kann ich mir schon verschaffen, wie wär' es, Julie, wenn wir zusammen eine Reise machten. Arthur geht in die Stadt zurück, die beiden jüngsten Kinder könnten wir indeß ebenfalls Deinem Bruder übergeben, oder auch, wenn Du es wünschest mitnehmen."

„Jetzt, zum Herbst sollten wir reisen? Nein,

lieber Friedrich, gerade im Herbst sind mir Wald und Gegend hier am liebsten, auch würde ohne Arthur mich die Reise nicht freuen. Lasse uns im Frühling die Fremde besehn und auch Arthur mitnehmen."

„Sei es denn wie Du wünschest," erwiederte Halldorf, „wir genießen diese Reise dann dreifach. Erst indem wir Reisepläne entwerfen und, Alles überlegend uns für die Gegenden entscheiden, von denen wir uns den meisten Genuß versprechen, dann in der Wirklichkeit und endlich in der Erinnerung."

Als Julie Abends in ihrem Gemache vor dem Einschlafen die Hände faltete, dankte sie Gott, daß er sie richtig geleitet hatte. Halldorf betrachtete noch lange die Schlummernde mit liebevollem Herzen.

Als Wilfried von Geyersfels den Friedhof verlassen hatte, tobten Schmerz, Liebe, Haß und Rache in seinem Innern. Niemals war ihm Julie schöner und begehrenswerther erschienen, als an diesem Abende, es schien ihm geradezu widersinnig, daß dieses Weib einem einfachen Manne angehören, daß diese seltene Perle, würdig in einer Kaiserkrone zu glänzen, in Silber gefaßt sein sollte. Er hielt sich, Halldorf gegenüber, für vollkommen berechtigt, seine früheren Ansprüche geltend zu machen, und Juliens Abweisung hatte ihn durchaus nicht gegen sie erkaltet.

Indem er, allerlei abenteuerliche Pläne schmiedend,

die er bald verwarf, bald gut fand, planlos vorwärts ging, erreichte er das Haus, welches seine Schwester bewohnte, und wo auch er sein Asyl hatte.

Die italiänische Kammerfrau kam ihm mit der Nachricht entgegen, daß Gräfin Sidonie Gäste erhalten habe, den Grafen Ellernburg mit einer jungen Dame.

Wilfried war nicht dazu gestimmt, diese Gäste zu begrüßen, er zog sich in seine Zimmer zurück und überließ sich seinen düstern Gedanken, dazwischen tönten Juliens Worte in seiner Seele: „nie scheide ich mich von meinem Gatten, es scheide uns denn der Tod!“

Während Wilfried fern von dem Hause seiner Schwester gewesen war, hatte diese Besuch bekommen, welcher sie in die größte Aufregung versetzt hatte.

Wie gewöhnlich lag sie, trübsinnig in ihre Erinnerungen versenkt, auf ihrem Sopha, als die Zofe mit einem Briefchen eintrat, das an ihre Gebieterin adressirt war.

Sidonie öffnete es und las; es kam vom Grafen Ellernburg, welcher sie bat, ihn vor sich zu lassen, indem er der Ueberbringer wichtiger Nachrichten sei. Sidonie legte den Brief bei Seite und fragte hastig: „Ist der Graf schon hier im Hause, Laura?“

„Im Vorgemache, gnädigste Frau.“

„Laß ihn eintreten, und sorge daß der Baron, mein Bruder, uns nicht stört.“

Sidonie richtete sich auf, sie hoffte, daß ihre Unterredung mit dem Grafen eine kurze sein würde, deßhalb stand sie auf und die rechte Hand gestützt, in der linken ein feines Taschentuch haltend, sah sie mit dem stolzen Anstande einer Fürstin dem Eintritte des Grafen entgegen.

Der Graf verbeugte sich tief, er kannte Sidoniens Character, und nur aufrichtige Anhänglichkeit an den Prinzen hatte ihn bewogen, einen sehr delicaten Auftrag zu übernehmen. Er hatte die strengste Weisung, die Gräfin nicht zu reizen; auch wollte Ellernburg das nicht, denn er war ein Mann, welcher das moralische Recht Sidoniens anerkannte.

Der alte Herr war dem Tode nahe, Prinz Waldemar konnte jeden Tag erwarten, zur Regierung zu gelangen. Noch immer war des Prinzen Ehe kinderlos, dumpfe Gerüchte von einer rechtmäßigen, verstoßenen Gemalin des Prinzen fingen an aufzutauchen, man flüsterte davon, daß sie jenseits der Grenze wohne, und daß der Prinz sie zuweilen heimlich besuche. Irgend ein boshafter Mensch hatte der Prinzessin Waldemar einen Brief in die Hände zu spielen gewußt, durch dessen Inhalt sich diese unschuldige, den Prinzen innigst liebende Dame auf

das Schwerste verletzt fühlte, und um sich Ruhe zu verschaffen, beschloß sie dem, in dem Briefe erwähnten Verhältnisse auf den Grund zu kommen.

Sie äußerte gegen den Prinzen große Sehnsucht das Land kennen zu lernen, besonders die romantische Gegend von Birkendorf, und das Kloster Gnadenort, ja sie, die Katholikin, sprach von einer Wallfahrt dahin, um an heiliger Stätte für sich das Glück zu erflehn, Mutter zu werden und als der Prinz ihr vorstellte, daß diese Reise viele Beschwerden mit sich führen würde, da in jenen Gegenden, weil kein Handel dort sei, auch noch keine Eisenbahnen gefunden würden, erwiederte die Prinzessin: „Das thut Nichts, Waldemar, die Fahrt wird dann um so romantischer; ich bedarf kein großes Gefolge, mache wenig Ansprüche, auch soll ja, im Nachbarstaate, aber unweit des Klosters, Graf Ellernburg ein stattliches Haus besitzen, er wird sich gewiß eine Ehre daraus machen, es mir auf einige Tage zur Verfügung zu stellen.“

Prinz Waldemar versuchte zu scherzen „wie beharrlich doch die Frauen sind, besonders die schönen, so viel ich gehört habe, ist jenes Haus seit Decennien unbewohnt, vielleicht nicht einmal eingerichtet, was würden Sie zu abgerissenen Tapeten und unmöblirten Gemächern sagen?“

„Mein Theurer, ich werde an die Gräfin Ellernburg schreiben; ich bin zufrieden, wenn ich einige Betten, Tische und Stühle finde; ich halte es für Gewissenssache, in Gnadenort meine Andacht zu verrichten."

Dabei sah die Prinzessin den Prinzen Waldemar mit einem Blicke an, der tief in seine Seele drang und ihn bewog, ihr lächelnd zu sagen: „Ich bin überwunden, reisen Sie sobald es Ihnen gefällt, aber ich werde wegen meines Oheims, der täglich schwächer wird, auf das Glück verzichten müssen, Dich zu begleiten."

Er nannte seine Gemahlin selten Du, sie fragte sich: „ist dieser Ausdruck Liebe oder Heuchelei, um mich sicher zu machen? und zu ihm gewendet sagte sie: „Gut, so will ich meine Reise einrichten, daß ich das Engelfest im Kloster begehe.

Jetzt mußte Prinz Waldemer darauf bedacht sein Sidonien aus diesen Hause zu entfernen. Ein Telegramm berief den Grafen von Ellernburg an den Hof und nachdem der Prinz seinem Vertrauten seine Lage mitgetheilt hatte, beschwor er ihn, Alles anzuwenden, um Sidonien im Guten zu vermögen, jene Gegend zu verlassen und außer Landes zu gehn, ja er gab ihm sogar ein Schreiben an die Verlassene mit, in welchem er, Prinz Waldemar, Sidonien

versprach wieder mit ihr zusammen zu treffen, doch sollte Ellernburg nur im höchsten Nothfall davon Gebrauch machen.

Jetzt stand der Graf Sidonien gegenüber, in der Stellung eines Mannes, welcher der Anrede harrt.

Sidonie musterte ihn einen Augenblick, dann sagte sie, einen Seufzer zurückdrängend: „Wir haben uns lange nicht gesehn, Graf Ellernburg, was führt Sie hierher?“

„Der Befehl meines allergnädigsten Herrn, des Prinzen Waldemar; ich habe die Pflicht Ihnen, gnädigste Frau, mitzutheilen, daß die Aerzte jeden Tag dem Hinscheiden des Landesherrn entgegen sehn.“

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Graf?“

„Ich bin allerdings noch nicht zu Ende, allein ich werde kurz sein. Seine königliche Hoheit der Prinz Waldemar wünschen, daß die gnädigste Frau dieses Haus verlassen und unter meinem Geleit sich in das ferne Ausland begeben möchten, am liebsten sähe er es, wenn Sie, gnädigste Frau, Italien wählen!“

„Und warum?“

„Er hält das milde Klima von Rom oder Neapel der Gesundheit Ihrer königlichen Hoheit — Graf Ellernburg wählte absichtlich diesen Titel — für zuträglicher als diesen einsamen Aufenthalt hier. Des

Prinzen Verbindung die erzwungen, ist kinderlos geblieben, der Tod des Landesherrn macht den Prinzen frei. Prinzessin Anna ist selbst nicht glücklich, aber kann der neue Landesherr seine Gemalin aus diesem Hause hier abholen? Wer hat wohl mehr auf den äußern Anstand zu achten, als die Hochgestellten? Gehen Sie, gnädigste Frau, jetzt nach Italien, so kann Seine königliche Hoheit, sobald er lästige Bande abgestreift hat, Höchstdieselben aus Rom abholen, wo der geheimen Trauung die öffentliche folgen soll."

Sidonie hatte den Grafen ruhig angehört, jetzt sagte sie heftig: „und Alles dies soll ich glauben? Ich bin zu schwer getäuscht worden, um mich auf das Wort des Prinzen zu verlassen, Sie müssen mir bessre Beweise bringen, daß Waldemar es ehrlich mit mir meint, als diese Worte. Er konnte die junge, schöne Gemalin verleugnen, er wird jetzt nicht die minder jugendliche aufsuchen, fort von hier aus seiner Nähe will er mich haben, das ist Alles!"

„Ich beschwöre Ihre Hoheit, mir zu glauben; ich habe, damit Sie in Italien mehr ihrem Range nachleben können, den Befehl von dem Prinzen erhalten, Ihnen, gnädigste Frau, dort einen Palast zu miethen, einen Hofstaat zu bilden. Für gewisse Vergünstigungen, welche der Prinz, sobald er an

die Regierung kommt, den Katholiken zu Theil werden lassen will, wird er sich vom Pabste einen Titel für Sie erbitten, Alles wird geschehn um seine Ehe mit Ihnen legitim zu machen, und eine Verwandte meines Hauses, Gräfin Ulrika von Ellernburg, soll Sie als Hofdame begleiten, sie ist meine Mündel, mit mir hierher gekommen und bittet um die Gnade Ihrer königlichen Hoheit aufwarten zu dürfen."

„Gönnen Sie mir Zeit, bis Morgen, Graf Ellernburg, mein Bruder ist hier, mit ihm will ich mich berathen, die junge Gräfin werde ich in einer Stunde gern bei mir sehn."

Vor der Hand war der Graf mit dem Erfolge seiner Unterredung zufrieden. Er hatte gefürchtet Sidonie werde ihm, wie das ihr Character mit sich brachte, mit Heftigkeit oder Zorn entgegen treten, seinen Vorschlägen keinen Glauben, ja vielleicht nicht einmal Gehör schenken, aber ein Blick in das Antlitz des noch immer schönen, einst so blühenden Wesens überzeugte ihn, daß er auf wenig Widerstand zu rechnen habe. Das fieberhaft blitzende Auge, die eigenthümliche Röthe der Wangen und der kurze Husten, welcher Sidoniens Rede von Zeit zu Zeit unterbrach, sagten ihm deutlich, daß die Frau, welche Waldemar einst so heiß geliebt hatte, im vorletzten, ja vielleicht schon im letzten Stadium der

Schwindsucht sei. Gewandten Geistes, wie Graf Ellernburg war, paßte er seine Vorschläge den Verhältnissen, an, ihm schien es am Menschlichsten die Arme zu täuschen, eine Reise nach Italien hielt er für die Kranke am räthlichsten. Auch dem Baron von Geyersfels mußte das einleuchten, deßhalb suchte er ihn auf und fand ihn in der rechten Stimmung, die Leiden seiner Schwester zu verstehn.

Lange sprachen beide Männer mit einander, am Schlusse dieser Unterredung bemerkte der Graf: „ich begreife Ihre Empfindungen gegen den Prinzen, aber sein Sie versichert, daß er unter dem Drucke seiner Verhältnisse namenlos gelitten hat. Niemals wird er sich verzeihen, daß er dem Weibe, welches er über Alles liebte, so viel Qual zu gefügt hat, er konnte nicht aus seiner Erziehung heraus, sonst hätte er auf die Thronfolge resignirt und in die Scheidung von Ihrer Frau Schwester nicht gewilligt. Lassen Sie Sie uns jetzt vereint das Einzige thun, was noch gethan werden kann, um die letzte Lebenszeit der Armen zu versüßen.“ Wilfried drückte dem Grafen Ellernburg die Hand, beide Männer verstanden einander.

Einige Tage später erzählte man sich in Birkendorf, das Ellernburg'sche Haus stehe leer. Zwei elegante Reisewagen mit Postpferden bespannt, wa=

ren von dem Hause aus durch das Dorf gefahren, in dem einen hatten zwei Damen Platz genommen, in dem andern Baron Geyersfels und Graf Ellernburg, die Dienerschaft war auf den Außensitzen placirt.

Arthur hatte Gelegenheit gefunden, den Baron noch einmal zu sehn, er befand sich wieder in der Stadt bei seinem Oheim. Halldorf dankte Gott, daß Wilfried von Geyersfels die Gegend verlassen hatte.

Julie sprach kein Wort, als man hier und da von der Abreise der räthselhaften Dame erzählte. Einige Tage nach ihrem Verschwinden brachte der Dorfbote ein kleines Kästchen und gab es Julien, als sie sich eines Nachmittags allein im Hause befand.

Lange hielt sie es sinnend in der Hand, sie hatte kaum Lust es zu öffnen, ihr Herz sagte ihr, das es von Wilfried sei, denn eine namenlose Bangigkeit überkam sie. Mit bebender Hand stellte sie das Kästchen in einen Winkel ihres Schrankes, aber war es Neugier oder der Gedanke, daß sie sich geirrt habe, genug sie öffnete spät Abends das Kästchen doch; ein blitzender Rubinring stralte ihr entgegen auf einem Blättchen las sie, was Wilfried mit flüchtiger Hand geschrieben hatte:

„Julie, ich muß Dich jetzt verlassen, aber meine Gedanken, meine Seele bleibt bei Dir. Wir sehn uns wieder, und dann wirst Du nicht mehr aus Pflichtgefühl verbannen

Deinen Wilfried.

Sie legte den Ring und das Blatt wieder in das Kästchen und verbarg es in die Tiefe des Schrankes, zu welchem nur sie den Schlüssel besaß.

IX.

Februar.

Die Arbeiten des Geometers waren beendet, aber er machte noch keine Anstalten zur Abreise, er schickte seine Zeichnungen und Berechnungen nach der Residenz und schrieb dazu, daß ihm vom Arzte Landluft verordnet worden sei. Früher hatte er nicht begreifen können, wie man es auf dem Lande aushalten könne, jetzt erklärte er, daß ihn vor der dumpfen Atmosphäre der Stadt graue, ein Förster oder Müller schien ihm ein glücklicher Mann. Dabei war es dem Geometer, ohne daß er sich sonderlich Mühe gegeben hatte, gelungen, sich zum Lieblinge der ganzen Bevölkerung zu machen, denn seine

geselligen Talente waren sehr vielseitig. Unser Geometer war hübsch genug, um den Frauen gefallen zu können, er tanzte gut und unter der Linde auf niedergetretenem Rasen so gewandt und so gern, als im parquettirtem Saale; er spielte leidlich Guitarre und sang mit hübscher Tenorstimme Lieder von allen Gattungen dazu, er machte den Knaben Papierdrachen, den kleinen Mädchen Papierpuppen, brachte den gebildeteren Frauen in der Gegend, wo er Gast war, dann und wann ein interessantes Buch und denen, welche weniger von Lesen hielten, Pilze, welche er im Walde gesammelt hatte, Kronsbeeren, Wachholder und dergleichen. Er schoß gut und durfte mit den Revierförster schießen gehn, er zeichnete Stickmuster, gratulirte mit scherzhaften Versen zu Geburtstagen und borgte doch bei keinem Menschen Geld. Für erzeigte Gastfreundschaft erwies er sich gegen die Kinder der Häuser, in denen er aus und einging erkenntlich und im Erzählen drolliger Anekdoten war er eben so sehr Meister, als im Vortrage interessanter Reiseabenteuer oder rührender Geschichten. Erschien er im Wirthshause, um den Amtmann, den Schultheißen, einige Gutsbesitzer und die gebildeteren Männer Birkendorfs und der Gegend zu treffen, so machte ihm Jeder mit Vergnügen Platz, und ehe er eine neue Geschichte begann, hieß es gewöhnlich:

„Halt! entweder muß ich gleich fort denn sonst hält mich der Herr Geometer mit seiner Geschichte fest, oder ich bleibe lieber gleich da und lasse eine neue Flasche Wein bringen, welche der Geometer mit mir leeren muß."

Das that dieser denn auch, bestellte aber als Revange gleich nachher noch eine Flasche und mochte nun der Wein leicht oder schwer sein, wenn er nur rein war, vertrug der Geometer auch sein gut Theil, denn bis jetzt hatte ihn Niemand berauscht gesehn.

Im Forsthause wurde er stets sehr freundlich aufgenommen, und um immer interessanten Unterhaltungsstoff zu haben, wurden vor dem Abendessen neue Dichtungen oder Romane gelesen, über welche nach beendigter Mahlzeit Julie und die beiden Männer sprachen. Bei diesen Unterredungen entwickelte Halldorf so viel Herzensgüte und gesundes Urteil, daß Julie ihrem Gatten mit Vergnügen zuhörte, und wer das Paar genau betrachtete, mußte glauben, daß erst jetzt die Flitterwochen für dasselbe begonnen hätten.

Der Geometer war den Kindern der Protestanten als Knecht Rupprecht, denen der Katholiken als St. Nicolaus erschienen und hatte Äpfel und Nüsse eingeworfen. Das Christfest war vorüber mit seinen kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten, der Geometer hatte viel zur Belebung desselben gethan,

auch einige große Schlittenfahrten arrangirt, da es hart gefroren war und an Schnee nicht fehlte. Es wurde einige Tage darüber gescherzt, daß der Geometer die junge hübsche Wittwe des alten reichen Thalmüllers ganz allein in einem eleganten Rennschlitten gefahren hatte, da er aber den nächsten Tag in demselben Schlitten die alte ledige Schwester des Pfarrers abholte und ein andres Mal die beiden kleinen Töchter des Amtmanns fuhr, zerstob das Geschwätz wie Spreu im Winde, und der Geometer durfte wieder, ohne für den guten Ruf der jungen Frau fürchten zu müssen, in die Mühle gehn. Besaß er doch sogar die Gunst der achzigjährigen, noch sehr rüstigen Schwiegermutter der Müllerin.

So war der Januar verstrichen, der Februar ließ sich nicht milder an, man profezeihte einen endlosen Winter. Der Landesherr war gestorben, alle Tanzvergnügungen hatten in Folge der Landestrauer schon Anfang Februar aufgehört, in den Zeitungen las man, daß der neue Regent sich bald huldigen lassen und dann, um seiner angegriffnen Gesundheit willen, nach dem Süden reisen wolle.

Die Birkendorfer hatten keinen Grund, den verstorbenen Monarchen besonders zu beklagen, sie waren also dem Geometer sehr dankbar, daß er die angenehmen Schlittenfahrten veranstaltet und allerhand

gesellige Spiele erfunden hatte. Im Winter giebt es auf dem Lande am wenigsten zu thun, so wurde denn einen Tag nach der Klosterschenke, ein andres Mal nach der Glashütte, ein drittes Mal in die nächste Stadt gefahren, meist führte der Weg durch den Wald und wer jemals an einem windstillen trocknem Wintertage wohlverhüllt in wärmende Pelze durch den Wald fuhr, weiß, wie eigenthümlich schön eine solche Tour ist.

Um die Illumination zu sehn, mit welcher das nächste Städtchen die Thronbesteigung Waldemar I. feiern wollte, war wieder eine große Fahrt beschlossen und der Geometer mit dem Amtmanne und dem Gerichtsarzt des nächsten Marktfleckens den Tag vor dem Fest in das Städtchen gefahren, im ersten Hotel ein geräumiges Zimmer und Speisen für zwanzig Personen zu bestellen.

Auf dem Rückwege war es schon ganz dunkel, nur der Schnee leuchtete, der Mond ging an jenem Abende erst später auf.

„Sieh da," rief jetzt der Geometer, „da ist ja das verwünschte Haus, ich meine das Ellernburg'sche erleuchtet. Ist denn die Dame zurückgekehrt?"

„Schwerlich," erwiederte der Amtmann, „sonst wüßten es meine Frauenzimmer, denen es für eine

in einem Schlitten ein Plätzchen für mich für den Heimweg.

Statt des Gerichtsarztes, welcher mit Frau Halldorf und des Pfarrers Schwester fahren sollte, trat der Geometer ein.

„Ei," scherzte Julie, „wollten Sie nicht die Frau Müllerin fahren?"

„Sie bleibt daheim, der Altmühlscher ist krank, sie selbst hat keine Lust, was weiß ich," entgegnete er etwas gereizt, „nun wie Frau Burgheim denkt, das Wetter ist herrlich und wir wollen schon fröhlich sein. Au revoir Herr Revierförster.

Julie reichte ihrem Manne die Hand und sagte freundlich: „Komm' nicht zu spät, lieber Friedrich. Behüt Dich Gott!"

Mitten im Walde, zwischen alten Fichten und Tannen, befand sich seit Jahrhunderten eine Capelle, der heiligen Katharina geweiht. Seit die Gegend fast nur von Lutheranern bewohnt war, hatte Niemand mehr dafür gesorgt, daß die Capelle erhalten wurde; sie war von Wind und Wetter übel zugerichtet, das Bild der Heiligen im Innern des kleinen Gebäudes fast ganz von Regen abgewaschen und seit drei Jahrzehnten diente die Capelle sehr selten einen andächtigen Wandrer zum Sammeln frommer Gedanken, wohl aber ward die geweihte Stätte in die-

ser Zeit sehr oft von Liebespaaren und Wildschützen benutzt; die ersteren fanden sich bei Tage in dem dunklen Capellchen ein, um nicht gesehen zu werden, die letzteren versteckten in der Nacht ihr erlegtes Wildpret oder verbargen sich wohl selbst in dem unterirdischen Gewölbe der Capelle, obgleich sich daselbst der nun fast verfallene Sarg eines frommen Einsiedlers befand.

Auch den Nachmittag, an welchem sich die Honoratioren Birkendorfs im Städtchen aufhielten, war die Capelle nicht leer, ein Mann, dessen Züge sich nicht leicht erkennen ließen, weil er sich in den Hintergrund zurückgezogen hatte, saß auf den Altarstufen und wartete mit Ungeduld auf eine andere Person. Endlich wurden leichte, rasche Schritte auf dem hartgefrorenem Wege hörbar, eine dunkel gekleidete, in ein großes schwarzes Tuch gehüllte Frauengestalt ward sichtbar, nachdem sie sich nach allen Richtungen hin umgeschaut und Niemanden erblickt hatte, trat sie in die Capelle und sagte etwas zaghaft: „Da bin ich, ich konnte nicht früher abkommen, die Mutter ließ mich nicht eher aus den Augen, ich darf auch nicht lange bleiben, also lassen Sie mich schnell hören, was Sie mir zu sagen haben.“

„Ei seht doch, so kurz bist Du heute, mein Schätzchen, hattest doch sonst Zeit für mich. Die Mutter

wird schon warten, Du bist ja kein kleines Kind und überdem schlau genug, ein X. für ein U. zu machen. Komm gieb mir Deine Hand und setze Dich zu mir!"

„Ich habe wirklich nicht Zeit, auch ist es schauerlich kalt, sprechen Sie rasch, ich bitte und lassen Sie mich fort."

„Warum bist Du denn gekommen, wenn Du sogleich gehen willst? Friert Dich, so trinke einen Schluck Wein und komm in meine Arme ich will Dich schon wärmen."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Daß ich Deine Liebelei mit dem fremden Windbeutel nicht leide, daß ich es müde bin, daß Du mit mir kokettirst und dabei stets die Spröde spielst. Ich habe zwei Briefe von Dir, und wenn Du nicht thust, was ich begehre, so werde ich dafür sorgen, daß dieselben in der ganzen Gegend bekannt werden. Dann sollst Du erfahren, wie man Dich da achten wird."

Das Frauenzimmer brach in Thränen aus, der Mann lachte.

In einiger Entfernung von der Capelle ging ein Mann durch den Wald, um ihn her war Alles still, sein feines Ohr vernahm einen Schrei, er schien von der Katharinencapelle her zu kommen, der Mann eilte mit raschen Schritten auf die Capelle zu, ohne sich umzusehn.

Während sich dies im Walde begab, waren die Birkendorfer im Gasthofe zum goldenen Stern sehr fröhlich. Die Fahrt war herrlich gewesen, das sonst stille Städtchen heute sehr belebt und alle seine Gebäude prangten im Festschmuck.

Man hatte vortrefflich gespeist, den neuen Landesherrn in rothen und goldenen Rebensaft leben lassen und freute sich, als mit einbrechender Dunkelheit die Lampen und Kerzen angezündet wurden, welche die Stadt im hellen Glanze zeigten. Alle waren heiter, nur Julie wurde etwas ungeduldig, sie hatte Halldorf vor Beginn der Dämmerung erwartet, und der Geometer empfand es als Beleidigung, daß die Frau Müllerin nicht Wort gehalten hatte, sondern zu Hause geblieben war. Mit Vergnügen würde er Julie nach Hause gefahren haben, aber die Kinder baten die Mutter, daß sie noch bleiben möge, es sei gar so schön, und die Schwester des Pfarrers versicherte, daß sie um keinen Preis allein durch den Wald fahren würde, alle sechs Schlitten müßten beisammen sein.

Endlich als es im Städtchen neun schlug trat man den Rückweg an.

Der Mond war voll und golden aufgegangen und beleuchtete den Weg, die Glöckchen klangen lustig, die Schlittenführer knallten, selbst Julie war heiter

geworden, denn sie war ihrer Heimath nahe, der Heimath, welche sie mehr als jemals liebte, seit Halldorf mittheilender geworden war. Der Geometer mit seinen eleganten Schlitten führte den Zug an, jetzt stutzten die Pferde, sie wollten alles Antreibens ungeachtet nicht weiter gehn.

Der Geometer stieg vom Schlitten und gab Julien die Zügel zu halten, plötzlich stieß er einen Schreckensschrei aus, die andern Schlitten kamen näher.

Julie fragte was geschehen sei, Niemand wollte ihr antworten. Sie gab die Zügel ihrer Nachbarin und sprang aus dem Gefährt. Da lag auf dem blendenden Schnee regungslos, todtenbleich leblos ihr Gemahl, um ihn her Spuren von Blut. Julie stieß einen herzzerreißenden Klagelaut aus und sank bei dem Geliebten nieder.

Während die Kinder laut jammerten und die starren Hände des Vaters mit Thränen und Küssen bedeckten, entspann sich zwischen dem Amtmanne und dem Gerichtsarzte ein lebhafter Streit.

Der Amtmann, ein Oeconom, welcher diesen Titel hatte, weil er fürstliche Ländereien verwaltete, bestand darauf: der Förster müsse liegen bleiben, bis die Gerichtspersonen des Dorfes erschienen wären, der Arzt nannte daß Unsinn, denn vorerst müsse man den Mann nach seinem Hause schaffen und sehn, ob

er noch in das Leben gerufen werden könne oder nicht.

Einige Damen hatten Julien aufgerichtet und sie nebst den Kindern in ihre Schlitten gebracht, der Geometer aber hatte, während Amtmann und Doctor noch heftig mit einander eiferten, kurzen Prozeß gemacht, den Leblosen rasch aufgehoben, mit Hülfe eines Freundes in seinen Schlitten befördert und als das geschehen war, jagte er wie auf Windesflügeln dem Dorfe zu.

XI.

Der nächste Tag.

Am andern Tage hörte man in Birkendorf und der Umgegend kaum ein andres Wort, als Bemerkungen über den Förster, und Vermuthungen und Fragen, wer die schaudervolle That verübt habe. Die Gerichtspersonen hatten sich, begleitet vom Amtmanne, auf den Platz verfügt, wo der Revierförster gelegen hatte. Es war nichts zu sehn, als Fußtritte von Männern und Frauen nebst Blutspuren. In der Capelle war auch Nichts zu finden, als eine leere

Weinflasche, doch konnte sie schon länger dagelegen haben, es war eine Korbflasche, wie Reisende sie zu tragen pflegen.

In dem Forsthause auf seinem Bette lag der Förster, der Gerichtsarzt hatte eine Wunde am Hinterkopfe desselben gefunden, doch schien sie dem erfahrenem Manne nicht tief genug, als daß er sie als Ursache des Todes betrachten wollte. Auffallend war es, daß der Kopf Halldorf's, als man ihn gefunden hatte, verbunden war und zwar mit einem feinen Tuche von Battist, wie nur Damen oder vornehme Herren sie im Gebrauche haben. Durch dieses Tuch war offenbar der Blutverlust verringert worden. Halldorf's Gesicht war bleich, aber seine Züge friedlich wie die eines Schlafenden.

Julie knieete an seinem Lager und betete.

„Wenn er nur den Mund öffnete, wenn wir ihm etwas Wein einflößen könnten," sagte sie endlich zum Arzte.

Dieser betrachtete sie mitleidig und sagte mit erstickter Stimme: „der gute Halldorf wird nie wieder Wein genießen!"

„Aber sie halten ja die Wunde nicht für tödtlich?!"

„Kaum, aber dennoch ist er —"

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, ich hoffe noch, Halldorf hat schon zweimal im Leben den Starr-

krampf gehabt, könnte er nicht auch jetzt davon befallen sein?“

„Ha! das wäre möglich und da ich die Wunde ausgewaschen und verbunden habe, ist jetzt Nichts zu thun, als daß wir ihren Gatten ruhig liegen lassen bis er entweder —“ der Doctor vollendete den Satz nicht.

Die beiden Kinder traten ein und knieten neben der Mutter; innigere Gebete stiegen wohl nie zum Himmel auf, als in diesem Augenblicke, aus den Herzen Juliens und ihrer Kinder.

Ein mitleidiger, besonnener Nachbar hatte einen Boten an Frau Halldorf's Bruder geschickt, damit dieser auf schonende Art dem Sohne mittheile, welch' Unglück sich daheim ereignet habe. Julien's Bruder war durch sein Amt gefesselt, aber Arthur machte sich sofort mit dem Boten auf den Weg nach seiner Heimath.

Eben als Mutter und Geschwister ihre Hände gefaltet zu Gott emporgehoben hatten, trat Arthur herein. Als er die geliebte Gestalt des Vaters leblos vor sich sah, zuckte sein Gesicht, er faßte des Vaters starre Hand und rief: „O wie oft habe ich Deinem edlen Willen nicht gehorcht, aber so war mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, ich will alle die Lehren befolgen die Du mir gegeben hast, ich will

Stütze und Trost für die Mutter und die jüngern Geschwister sein."

Hierauf lies er sich Alles, was sich in den letzten Stunden begeben hatte, erzählen, auch das Battisttuch verlangte er zu sehn. Als die Mutter es herbei brachte, erbebte er am ganzen Körper: „Das Tuch kenne ich!" sagte er mit hohler Stimme, „ich sah es in der Hand des Baron von Geyersfels."

Vor Juliens Augen dunkelte es, sie sank in den Stuhl zurück.

Der Untersuchungsrichter aus der Stadt war mit seinem Actuar und zwei Polizeibeamten eingetroffen, um sofort eine Untersuchung zur Auffindung des Mörders zu beginnen.

„Ein Wildschütz kann diese ruchlose That nicht vollführt haben," bemerkte der Untersuchungsrichter, denn ein solcher würde auf den Förster geschossen haben. Ein gewöhnlicher Raubmörder ebenfalls nicht, denn die goldne Taschenuhr an goldner Kette, der Siegelring, Pretiosen, welche Halldorf stets trug, waren ihm nicht geraubt, in seiner Börse fanden sich zehn Friedrichsd'or, er hatte in der Stadt Einkäufe machen wollen. Nur persönlicher Haß konnte diese That veranlaßt haben. Wer aber haßte den Revierförster? Die Antwort lautete: Niemand. Halldorf war wegen seinem biedern Charakter überall aufrich-

tig geschätzt, vom Hause aus wohlhabend, war er im Stande, freigebig zu sein, und laut klagten die Armen des Dorfes um den Verlust des Wohlthäters.

Arthur hatte das Haus verlassen, er ging seinen eigenen Weg, seine Geschwister saßen weinend in ihrem Stübchen bei der treuen Magd. Julie verweilte allein bei ihrem Gatten, sie gab noch immer die Hoffnung nicht auf, daß er nur scheintodt sei, unterhielt das Feuer im Ofen, rieb ihm die Schläfe mit stärkenden Essenzen und küßte das liebe bleiche Antlitz. Niemals war sie sich ihrer Liebe zu Halldorf so bewußt gewesen, wie in diesen schweren Stunden. Seine unveränderte treue Liebe, seine Güte und Sorge für die Kinder, ach, alle die schönen Züge seines Charakters strahlten im hellsten Lichte sie an, und dieser Mann sollte nie wieder zu ihr sprechen, niemals wieder die Worte der Liebe aus ihrem Munde vernehmen?

Hatte Gott sie für ihre phantastischen Gedanken gestraft, welche vor einiger Zeit Geyersfels in ihr erweckt hatte? Was war ihre einstige Kinderliebe zu dem leidenschaftlichen Manne gegen die gleichbleibende, immer wahre Neigung zu Halldorf? Geyersfels hätte sie auf die Dauer nicht beglückt, ihre Lebensstellung und Erziehung war zu verschieden von der seinigen.

„Herr, strafst Du nicht nur Thaten, sondern auch vorübergehende, Gedanken?“ fragte sie. Indeß saß der Untersuchungsrichter in einem Zimmer des stattlichen Dorfgasthofes, dessen Besitzer der Richter von Birkendorf war. Er hatte erst mit dem Richter und dem Gerichtsarzte gesprochen, dann bat der junge Halldorf um geheimes Gehör bei dem Untersuchungsrichter und zuletzt Pater Cölestin aus dem Kloster Gnadenort.

Zu derselben Zeit hielt ein gewöhnlicher Frachtwagen vor dem Ellernburgschen Hause, der Fuhrmann und ein Diener des Baron von Geyersfels beluden das Fuhrwerk mit Kisten und Mobilien. Als der Wagen voll war, fuhren Kutscher und Diener mit demselben fort. Wilfried von Geyersfels in Reisekleidern trat aus dem Hause und schloß es zu, dann schlug er den Weg nach Birkendorf ein, um sich auf dem Postamte Wagen und Pferde bis zur nächsten Stadt zu bestellen.

Kaum hatte er die Grenze überschritten und die ersten Häuser Birkendorfs erreicht, als zwei bewaffnete Polizeibeamte auf ihn zu traten mit den Worten: „Herr Baron von Geiersfels, Sie sind unser Gefangener.“

Geyersfels trat einen Schritt zurück, entrüstet rief er aus, „Sind Sie toll?“ Die Männer jedoch versicherten, wenn er Widerstand leisten würde,

müßten sie Gewalt anwenden, denn sie hätten den Befehl, ihn zum Untersuchungsrichter zu führen."

Geyersfels hielt es jetzt für klüger, sich in sein Schicksal zu ergeben, da er unbewaffnet war; „Gut, so lassen Sie uns rasch gehn, es muß sich ja sofort Alles aufklären," sagte er.

Der Untersuchungsrichter ließ den Baron sogleich vor sich führen. Ohne des Richters Anrede abzuwarten, fragte Geyersfels etwas herrisch: „was dem Herrn Criminalrathe denn das Recht gebe, ihn verhaften zu lassen."

„Ich wünsche, Sie zu befragen, was Sie von dem Tode des Revierförster Halldorf wissen?" sagte der Criminalrichter und faßte den Baron scharf in das Auge.

„Tode? Ist Halldorf todt?" stammelte Geyersfels. Sein Gesicht sah bleifarben aus, „wann starb der Mann?" fragte er.

„Sollten Sie wirklich nicht wissen, daß man ihn gestern Nachts nach zehn Uhr leblos im Walde gefunden hat?"

„Nein, wie sollte ich —"

„Und doch begegnete Ihnen der Lindenbauer kurz nach halb zehn Uhr im Walde, der Mann ging heim, Sie aber schritten auf die Kapelle zu. Er bot Ihnen

guten Abend, nannte dabei ihren Namen und Sie erwiederten seinen Gruß."

„Das ist Wahrheit."

Der Actuar schrieb indeß jedes Wort des Sprechenden nieder, der Untersuchungsrichter fuhr fort: „vielleicht reuete Sie diese That, der verwundete Kopf des Revierförster war mit einem Tuche verbunden; der älteste Sohn des Revierförsters behauptet, dasselbe bei Ihnen gesehen zu haben, und allerdings ist es mit den in einander geschlungenen Buchstaben W. G. bezeichnet, darüber ist in feiner Stickerei ausgeführt eine Krone."

„Arthur hält mich für einen Mörder," murmelte der Baron, „und Julie, ich wollte sagen Frau Halldorf? —" er hielt inne.

„Frau Halldorf hat bisher das Gemach nicht verlassen, was diese Dame jetzt von Ihnen denkt, weiß ich nicht, wohl aber habe ich aus glaubwürdigem Munde ein Gespräch wiederholen gehört, das Sie im September des vorigen Jahres auf dem hiesigen Friedhof geführt haben, mit Frau Halldorf, es spricht stark gegen Sie."

Geyersfels schwieg, nach einer langen Pause fragte er: „Wer hat Ihnen jenes Gespräch mitgetheilt? Ich sprach mit Frau Halldorf, aber ohne ihren Willen und nimmer werde ich dulden, daß der Ruf

einer Frau, welche ich hoch achte, verunglimpft wird. Sie soll ihren Wittwenschleier, wie sie es verdient, mit Ehren tragen."

„Wenn Frau Halldorf's Name nicht in das Spiel kommen soll, so können Sie das am Leichtesten verhindern, wenn Sie die That sofort gestehn."

„Das kann ich nicht, Herr Criminalrath, ich bin aber jetzt noch zu sehr erschüttert, um klar zu wissen was ich zu thun habe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht entfliehen will, lassen Sie mir Zeit bis Morgen."

Der Criminalrath ließ dem Baron ein Zimmer im Gasthofe anweisen, welches von den Polizeibeamten bewacht wurde.

Zu sich selbst sagte er: „Alles spricht gegen diesen Mann, aber dennoch wird es mir schwer an seine Schuld zu glauben.

XII.

Ein ganz unerwartetes Ereigniß.

Am andern Morgen, als die Birkendorfer noch beim Frühstück saßen, durchliefen die überraschendsten Neuigkeiten die Gegend. Der Baron von Geyersfels

sollte freiwillig gestanden haben; daß er den Revierförster niedergeschlagen habe; die alte Müllerin im Sterben liegen und die junge Müllerin kränklich sein, endlich Halldorf als Gespenst umhergewandelt sein und bei der Frage, ob Geiersfels ihn ermordet habe, mit dem Kopfe genickt haben, dann sei er wieder starr und steif niedergefallen.

Die Warheit lautete jedoch ganz anders; die alte Müllerin kränkelte nur etwas, die junge aber war ernstlich krank und flößte dem Gerichtsarzt große Besorgniß ein, denn er wollte der hübschen freundlichen Frau, die im Hause der mürrischen Schwiegermutter nicht auf Rosen ging, herzlich wohl. Sie sagte im Delirium so Manches, was besser ungesagt geblieben wäre, es war ein Glück, daß die alte Müllerin harthörig war, und die Magd auf die unzusammenhängenden Reden der Fieberkranken nicht achtete. Der Gerichtsarzt wußte, daß die junge Müllerin, die Tochter eines armen gebildeten Beamten, den viel älteren reichen Mann geheirathet hatte, um ihre jüngeren Geschwister zu unterstützen. Daß sie kein tiefes Wittwenleid trug und vielleicht bald geneigt war einem jungen Mann nach ihrem Herzen die Hand zu geben, fand der milde Arzt nicht für verdammenswerth.

Die merkwürdigste Neuigkeit aber, die später sich

als wahr auswies und wie ein Freudenfeuer von Haus zu Haus ging, war, daß Halldorf wirklich nur leicht verletzt war und im Starrkrampfe gelegen hatte. Er athmete hörbar, er regte sich wieder, die Farbe des Lebens war in sein Antlitz zurückgekehrt. Julie ging umher wie eine Verklärte, die Kinder jubelten, alle Freunde und Nachbarn fanden sich glückwünschend im Forsthause ein, nur der Geometer und der Gerichtsarzt zeigten noch ernste Mienen. Der Erstere freute sich über Halldorf's Rückkehr zum Leben, aber er zitterte für das der jungen Müllerin, die er aufrichtig liebte und von welcher er gern gesehen war, dem Gerichtsarzt wollte des Försters andauernde Bewußtlosigkeit nicht gefallen. Er fürchtete, daß die Gehirnerschütterung, welche in Folge des Falles Halldorf erlitten habe, von bösen Folgen sein könne. Der Kranke bewegte sich leicht, hatte Arznei und Nahrung zu sich genommen, schien aber Niemanden zu kennen, sich auf Nichts zu besinnen.

Als Geyersfels hörte, daß Halldorf lebe, faltete er die Hände, zwei große Thränen funkelten in seinen Augen, „nun wird sich Alles aufklären," sagte er, „Halldorf muß wissen, wer ihn niedergeschlagen hat."

Der Gerichtsarzt scherzte über sich selbst, daß er den Zwillingsbruder des Todes, den Starrkrampf,

für den Tod selbst gehalten habe, setzte aber dann hinzu: „doch darf ich mich selbst nicht allzuhart des Irrthums anklagen, denn der Starrkrampf Halldorf's war so abnorm, daß eine ganze Versammlung von Aerzten ihn mit dem eingetretnen Ableben verwechselt haben würde. Geyersfels sandte fast täglich Briefe nach Italien, er erklärte daß er freiwillig in Birkendorf bleiben wolle, bis der Förster wieder bei vollem Bewußtsein sei und fähig, sich deutlich zu erinnern wer ihn verwundet habe. Julien sah er nie.

XIII.

Der erste Mai.

Woche um Woche ging langsam dahin; Halldorf schien äußerlich zu genesen, er klagte nicht über Schmerzen, die Speisen, welche er zu sich nahm, sagten ihm offenbar zu, allein er blieb still und in sich gekehrt und sein Gedächtniß zeigte sich sehr lückenhaft, er war nicht fähig, seine schriftlichen Arbeiten zu machen und Julie hatte sich einstweilen vom Oberforstamt einen Adjunct für den Revierförster erbeten. So oft die Rede auf den Ueberfall im Walde gelenkt wurde, erblich der Leidende und bei jeder Frage,

ob er sich des Mannes erinnere, der ihm den Schlag versetzt habe, verneinte er. Wer Halldorf's Verhältnisse nicht genau kannte, konnte leicht auf den Gedanken kommen, er habe eine Last auf seiner Seele, er sei eines Verbrechens schuldig, nicht ein Andrer.

Endlich kam der Gerichtsarzt auf einen Einfall, den er früher hätte haben sollen, er verordnete dem Förster Chinin und viele Bewegung in frischer Luft, der Frau Halldorf aber sagte er unter vier Augen, daß sie nicht ablassen müsse, ihren Gatten zu bitten ihr volles Vertrauen zu schenken, denn er, der Gerichtsarzt glaube fest: daß Halldorf den Thäter wisse und nicht sagen wolle, und daß dieser am Ende doch Geyersfels sei, denn sonst würde Halldorf den Baron nicht fortwährend unter kränkendem Verdacht und in Haft wissen wollen. Julie dankte dem Gerichtsarzte und versprach das Ihrige zu thun.

Am ersten schönen Frühlingstage führte sie Halldorf in den Wald zu seinem Lieblingsplätzchen, wo sie unzähliche Male mit ihm gesessen hatte. Es war eine reizende Stelle, ein grünes Rasenstückchen mit Veilchen und Himmelsschlüsselchen übersät und von Buchen und Lerchenbäumen beschattet, zwischen denen die helleren Blätter der Birke und Silberpappel hervorleuchteten.

Hier, wo er freier aufathmete, heitrer umher-

schaute, schmiegte sich Julie innig an ihn, und hier bat, ja beschwor sie den geliebten Mann, ihr zu entdecken, was sein Herz bedrücke und ihr nicht länger sein Vertrauen zu entziehn, „denn, mein theurer Friedrich," schloß sie mit zärtlichem Tone ihre Rede, „ich liebe Dich zu innig, um nicht in deiner Seele zu lesen; sie leidet mehr als dein Körper."

„Also Du liebst mich, Geliebte, Du, der ich so wenig zu bieten habe, Du bist zufrieden mit dem einfachen Loose, weil Du es mit mir theilst?" fragte er.

„Kränke mich nicht, Friedrich, denn das verdiene ich nicht," entgegnete Julie mit Würde.

„So höre denn mein Bekenntniß," sagte er, „aber verschließe es tief in deinem Herzen.

„Du kannst mir Alles vertrauen, Friedrich," sagte Julie mit einem schönen Blick. „Ich werde es verstehen und heilig bewahren."

Halldorf begann: „Als ich Dich zum Erstenmale sah, meine Julie, liebte ich Dich, offen und ehrlich warb ich vor den Augen Deiner Eltern um Dein Herz. Dein Bruder entdeckte mir heimlich, daß Du schon eine Neigung gehabt, vielleicht noch hättest, zu einem Manne, den er mir als einen Unwürdigen bezeichnete, auch nannte er dessen Vater, adelstolz und hart. Diese Mittheilung schmerzte mich, aber

sie schreckte mich nicht ab. Ich dachte, es müßte meiner Liebe doch gelingen, Dich zu gewinnen, und ich glaube noch heute, daß Du nicht ohne herzliche Hinneigung die Meine wurdest, als Du sahst, daß aus Deiner Verbindung mit dem Baron von Geyersfels nur Unheil für Dich, vielleicht auch für ihn entstehen mußte. Ob Du an meiner Seite glücklich warst, Julie? Du mußt es wissen, leider bin ich ein schweigsamer Mensch und that wohl nicht immer genug, um meine poetische, fantasievolle Frau stets für mich zu interessiren, nicht wahr Julie?"

„O, Friedrich, Du bliebst Dir immer selbst gleich!"

„Als Geyersfels im Herbst hier war, erfaßte mich rasende Eifersucht, doch hoff' ich, daß ich sie glücklich zu verbergen gewußt habe."

„Eifersüchtig warst Du? In Wahrheit, das habe ich Dir nicht angemerkt," erwiederte sie langsam.

„Zweimal sah ich Dich mit Geyerfels auf dem Friedhofe sprechen, das zweite Mal vernahm ich jedes Wort."

„Du lauschtest Friedrich."

„Nun ja, ich hielt mich für berechtigt dazu; auch hast Du durch Deine Rede zu ihm damals Frieden in mein Herz gegossen. Ich ließ ihn ziehen und suchte aufs Neue Deine Liebe zu gewinnen.

„Du hattest sie!"

„An jenem Tage nun, wo Du mit den Kindern nach der Stadt gefahren warst und ich, unsrer Verabredung gemäß, Dir nachkommen sollte, fiel es mir ein, daß es doch hübsch wäre, wenn die beiden alten silbernen Pokale, welche vom Vater und Großvater herstammen, einmal wieder vom Juwelier blank geputzt würden, und ich nahm den Schlüssel zu den großen braunen Schrank in Deinem Zimmer. —“

„Hattest Du auch einen Schlüssel dazu?“ unterbrach ihn Julie.

„Von jeher, meine Julie. Ich öffne also den Schrank und nehme die Pokale in die Hände, da erblickte ich in einem Winkel ein Kästchen. Niemals hatte ich es früher gesehen, ich mache es auf, ein kostbarer Ring funkelt mir entgegen, ein Blättchen von Geyersfels Hand, auf welchem er sich Deinen Wilfried genannt hatte, fällt mir ins Auge, was in diesem Augenblicke in mir vorging, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, es war einige Tage nach der Unterredung datirt, die Du mit ihm gehabt hattest, als Du ihn seinen, vielleicht aus Wahrheit und Dichtung bestehenden Brief zurück gabst. Halb im Traume schloß ich den Schrank zu und verließ das Haus. Lange Zeit irrte ich umher, ich wußte nicht, was ich von Dir denken sollte. —“

„Friedrich, es war gewiß kein Unrecht, daß ich

den Ring und das Blättchen aufbewahrt hatte. Ich wußte des Barons Aufenthalt nicht, sonst hätte ich ihn beides zugesandt, Dir wollte ich nichts von dieser unseligen Gabe sagen, ich fürchtete, Du könntest Geyersfels aufsuchen, Dich vielleicht mit ihm schlagen."

„Ich glaube Dir Julie, aber es ist in der Regel niemals gut, wenn eine Frau vor dem Gatten Geheimnisse hat, mögen immerhin ihre Beweggründe edel sein."

„Du hast Recht Friedrich, doch sprich weiter."

„Endlich kam ich zu dem Entschlusse Dich in der Stadt aufzusuchen, wie ich Dir versprochen hatte, offen mit Dir zu reden. Es dämmerte schon, als ich mich auf den Weg machte. Mitten im Walde scholl ein Schrei an mein Ohr, er klang mir wie ein Hülferuf und rasch eilte ich dem Orte zu von wo der Laut ertönte. In der Katharinenkapelle sah ich soweit ich es noch erkennen konnte eine Frau mit einem Manne ringen; ob sie sich brutalen Liebkosungen entziehn oder ob er ihr ein anderes Leid zufügen wollte, sah ich nicht; ich rief zornig: „Laßt die Frau frei," und schritt auf die Kapelle zu. Sie, verhüllt, benutzte mein Dazwischentreten und stürzte aus der Kapelle heraus, an mir vorüber, auf Birkendorf zu fliehend. Ich wollte, um dem Weibe einen Vorsprung zu lassen, den Mann aufhalten, aber rasch,

ehe ich ihn fassen konnte versetzte er mir mit seinem Knotenstock einen so heftigen Schlag, daß ich zu Boden sank. Ich hatte, weil ich in der Stadt nicht von Bekannten angeredet sein wollte, um nicht sogleich erkannt zu werden, meine Uniform nicht angezogen, also wie Du weißt keine Waffen bei mir, auch die Hunde hatte ich beide zu Hause gelassen, weil ich mit Dir nach Hause fahren wollte. Gegen den Bewaffneten hätte wohl jener Mann diesen Schlag nicht gewagt. Ich war wie betäubt, lange hatte ich nicht gelegen, als ich wieder Tritte vernahm, ein Mann bückte sich zu mir nieder, er band ein Tuch um meinen Kopf, ich sah das Gesicht des Baron von Geyersfels, dann verließ mich das Bewußtsein ganz. Ich vermuthe, da die Wunde nicht so tief war um mich ganz bewußtlos zu machen, daß die heftige Gemüthsbewegung, in welcher ich mich befand, den Starrkrampf herbeigeführt hatte. Nun urtheile selbst, Julie, was konnte ich von Geyersfels anders denken, als daß Leidenschaft für Dich ihn wieder hierher geführt hatte, ich, der ich keinen Feind in der Gegend habe, muß glauben, daß er den Schlag auf mein Haupt führte, um Dich zur Wittwe zu machen und zu gewinnen, daß ihn aber später die That reute, weßhab er umkehrte, mir Hülfe zu leisten,

denn daß Geyersfels es war, der mich verband, darauf will ich den heiligsten Eid leisten."

„Daß er Dir beistehen wollte, glaube auch ich, aber obgleich ich mir nicht erklären kann, warum er Dich später verließ, bin ich doch fest überzeugt, daß er nicht in der Capelle war. Er hat mich geliebt, wenn er um meinetwillen nach Birkendorf gekommen war, wie könnte er eine Zusammenkunft mit einer Frau gehabt haben, und in der Capelle?"

„Du hast Recht Julie, jetzt wo mich die Eifersucht nicht mehr blendet und ich auf den Knieen Dir den leisesten Verdacht abbitten möchte, glaube ich es selbst nicht mehr, obgleich die dunkle Mannsgestalt von deren Hand ich den Schlag empfing ganz die Größe von Geyersfels hatte. Allerdings sagte jener Mann einige Worte, er stieß einen fürchterlichen Fluch aus, aber ich kann mich der Stimme des Menschen nicht mehr erinnern."

„Und was willst Du thun? noch immer ruht auf dem Baron der Verdacht, noch ist er nicht frei."

„Heute noch bei Gericht die Erklärung abgeben, daß ich mich jetzt deutlich erinnere, jetzt wo alle meine Lebensgeister erwacht sind und ich genesen bin, wie fest ich überzeugt bin, daß ein Andrer den Streich geführt hat, der leicht der Todesstreich hätte sein können."

Hand in Hand sah man eine Stunde später das Ehepaar aus dem Walde nach seiner Behausung gehen.

Der Criminalrichter war schon längst nach der Stadt zurückgekehrt, da Halldorf nicht in Folge des Schlages gestorben war, hatte natürlich die ganze Sache eine andre Wendung genommen und der Baron als reicher Grundbesitzer war einstweilen auf Ehrenwort frei gegeben. Er war in Birkendorf geblieben, um Halldorf's Genesung abzuwarten, denn Wilfried von Geyersfels wünschte sehnlichst die Herstellung seines Rufes, er gehörte nicht zu den Edelleuten, welche, sind sie nur glücklich dem Schauplatze ihrer Thaten fern, sich nicht darum kümmern, was man von ihnen spricht.

Jetzt hatte der Revierförster feierlich vor Zeugen ausgesagt, daß er sich deutlich entsinne, wie nicht der Baron, sondern ein andrer ihn verletzt habe, und der Criminalrichter, welcher aus der Stadt gekommen war, um diesen Akt zu bekräftigen, sagte schließlich: „Auch ich, Herr Baron, habe nicht einen Augenblick Ihre Unschuld bezweifelt, das hat Ihnen mein Benehmen wohl immer gezeigt, allein ich mußte meine Pflicht thun, Verschiedenes lenkte Verdacht auf Sie. —“

„Gewiß,“ rief Wilfried von Geyersfels rasch, da er

fürchtete, der Criminalrichter könne sein Gespräch mit Julien erwähnen, „gewiß, Herr Criminalrath, ich weiß es, der Lindenbauer sah mich in den Wald gehen, und das Tuch, welches Halldorf um den Kopf gebunden hatte, ist das meine. Ich bin eine Erklärung schuldig und will sie jetzt geben. Um wichtige Angelegenheiten zu ordnen, kehrte ich im Februar auf meine Güter zurück. Bei dieser Gelegenheit sollte ich auch einige werthvolle Gegenstände aus dem Ellernburgschen Hause hier abholen. Ich reiste also mit meinem Kammerdiener hierher. Als ich alle Geschäfte besorgt hatte kam ich auf den Einfall, noch einmal die Gegend zu durchwandern, um von Flur und Wald auf immer Abschied zu nehmen. Spät Abends wanderte ich im Forste umher, und fand, anscheinend leblos Herrn Halldorf, sah Blutspuren auf dem Schnee. Ich richtete seinen Kopf auf, er öffnete die Augen, schnell zog ich mein Taschentuch hervor und verband seine Wunde, dann eilte ich, da ich natürlich ihn selbst nicht fort tragen konnte, nach Gnadenort, weil von der Capelle aus wo Halldorf lag, das Kloster näher ist als Birkendorf.

Nachdem ich lange heftig an der Pforte geläutet hatte und die Thüre einzuschlagen drohte, öffnete der steinalte, stocktaube Pförtner und schien mich nicht zu verstehen. Meine laute Rede rief den jungen Pater

herbei, den die Frauen in der Umgegend des Klosters den schönen nennen. Er hörte mich an, versicherte mir aber, daß es gegen die Ordensregel sei, des Abends so spät das Kloster zu verlassen, es dürfe nur davon abgewichen wenn ein Todtkranker die Sterbesacramente begehre, und auf meinen Wunsch mich dem Guardian zu melden, könne er nicht eingehen, der hochwürdige Herr lese in seinem Brevier und könne um so weniger von der Observanz abweichen, da Halldorf Protestant sei. So kehrte ich zurück, fand den Herrn Revierförster nicht mehr, und das Mondlicht, welches mir frische Spuren von Menschenfüßen und Schlittenkuffen zeigte, sagte mir, daß Herr Halldorf ohne Zweifel bereits aufgefunden und mitgenommen worden sei. Ich hatte nun nichts mehr zu thun, als in das Haus zurück zukehren, auf welche Weise ich in meiner Abreise gehindert wurde, wissen Sie. Schon zu lange ward ich hier aufgehalten, noch heute will ich fort, ohne Groll auf die Birkendorfer und erfreut über Herrn Halldorf's Genesung."

Bei den letzten Worten wandte er sich, die Hand ausstreckend nach diesen und wer in Seelen zu lesen fähig war, wie Halldorf, sah, daß des Barons Rührung keine erheuchelte, und daß er froh bewegt war.

Arm in Arm traten die beiden Männer aus dem

Hause, Jeder im Orte sollte sie so vereint sehen.

„Herr Baron," nahm Halldorf jetzt das Wort, „lassen Sie uns gegenseitig vergeben und vergessen, und nehmen Sie dieses Kästchen an, welches Ihnen meine Frau durch mich zusendet."

Geyersfels öffnete es, nahm das Blättchen heraus und zerriß es, den Ring reichte er Halldorf sprechend: „zum Beweise, daß Sie von jedem Verdachte gegen mich, welcher Art er auch sei, frei sind, bitte ich Sie, nehmen Sie diesen Ring und geben Sie ihn Ihrer Frau Gemahlin. Er ist seit Jahrhunderten in meiner Familie, eine Arbeit von Benvenuto Cellini, und meine gute Mutter hat ihn getragen. Ich habe das junge Mädchen Julie Falkner angebetet, wie es nur ein schwärmerischer Jüngling von zwanzig Jahren vermag. Ich habe Jahrelang meine erste Liebe nicht besiegen können, so oft ich auch meinen Verstand um Hülfe anrief. Ich habe die herrliche Frau mit meiner Leidenschaft bestürmt und durch diese gewinnen wollen, vergebens! Jetzt verehre ich sie, wie ein überirdisches Wesen und denke ruhig und glücklich an sie. O, wenn Frauen, wüßten, daß wir Männer lieber verehren, auf längere Zeit glückseliger sind, wenn wir statt der Venus eine Vesta finden, die Mädchen und Frauen würden weniger schwach sein."

Nach diesen Worten drückte Geyersfels dem Förster die Hand und entfernte sich rasch.

XIV.

Bekenntnisse.

Am Johannistage desselben Jahres ging eine fröhliche Gesellschaft, bestehend aus Honoratioren Birkendorfs und der Umgegend in den Wald. Man wollte auf Halldorf's Lieblingsplätzchen ein Pickenik halten. Der Fröhlichste bei der Gesellschaft war der Geometer, welcher heute die hübsche Müllerswittwe seinen Freunden als Braut vorgestellt hatte. Die alte Müllerin war Anfang Mai gestorben, und ihre Erbin hatte den Altmühlscher, der ein schönes Vermögen besaß, die Mühle verkauft, denn der Geometer zog doch, trotz seiner Liebe für das Landleben, zum dauerndem Aufenthaltsort die Stadt vor. Man lagerte sich im Grünen, trank und scherzte, sang anmuthige Lieder und war vom Herzen vergnügt.

Neben dem Glücklichen saß, blühend wie eine frische Rose, die junge Braut; plötzlich blichen ihre Wangen, starr richtete sie ihre Blicke auf den Mann, der eben an der Gruppe vorüber gehen wollte und

höhnisch grüßte. Ein kläffender Spitz sprang auf den Wandrer zu und schnappte nach seinem langen Gewande.

„Verfluchter Hund!" schrie Pater Cölestin mit Zähneknirschen, und hob seinen dicken, mit Eisen beschlagenen Stock, der nahestehende Förster faßte den Arm des Paters, „schlagen Sie solch kleines Thier nicht, Pater!" rief Halldorf aus. Beide Männer wechselten einen Blick, aus dem des Grünrocks sprach Verachtung, aus des Kuttenträgers schwarzen Augen Haß und verbissene Rachsucht. Aber der Pater ließ die Hand sinken und sagte, sich etwas verbeugend im Vorübergehen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Später nahm der Förster den Geometer auf die Seite und flüsterte ihm zu: „ich weiß es jetzt, wer mich damals beinahe todt geschlagen hätte, doch hoffe ich, der Schuft wird mir aus dem Wege gehen."

„Ich weiß es auch, lieber Freund, Ihnen einzig will ich vertrauen, daß der Pater lange Zeit meiner Braut nachgestellt hat. Schwärmerisch und zu gebildet für ihre Umgebungen, fand Apolonia längere Zeit ihr harmloses Vergnügen an der Unterhaltung des Paters, ließ sich etwas eitel auf ihre zierliche Handschrift und ihren guten Styl verleiten, des Paters Bitte, ihm zu schreiben, zu erfüllen.

Frauen sind oft erschrecklich naiv, sie hatte in ihren Briefen manches in aller Unschuld gesagt, was eine boshafte Auslegung zuließ. Als der Pater der platonischen Liebe müde war und Apolonia sich zurückziehen wollte, bedrohte er sie mit Veröffentlichung ihrer Briefe. Seine Zuneigung für die junge Frau hatte sich in Haß verwandelt, er hatte unter allerhand Drohungen sie bewogen, an jenem verhängnißvollen Abende in die Kapelle zu gehen, wo Sie zu ihrer Rettung erschienen. Wäre der schöne Cölestin nicht ein Mönch, so wollte ich ihn bald das Handwerk legen, aber mit der Clerisei ist nicht gut Kirschen essen und jeder Einzelne wird von Allen geschützt, das hält sie, darin ist kein andrer Stand auf der Welt so klug. Ich halte es für gerathen, Apolonien nicht lange hier zu lassen; deßhalb drang ich darauf, daß sie ihre hiesigen Grundstücke verkaufte, obgleich etwas zu billig; allein ich habe sie aus Liebe gewählt und frage nicht nach ihrem Vermögen. In den nächsten Tagen werden wir in der Stille getraut und in der Residenz wird Pater Cölestin uns nicht auffsuchen."

Während der Geometer seinem besten Freunde diese vertrauliche Mittheilung machte, hielt der Klosterbruder Zwiesprache mit sich selbst. Daß er durchschaut war, wußte er genau. Apolonien fürchtete der Pater

nicht, sie konnte seine Handlungsweise nicht verrathen ohne ihrem Rufe zu schaden, auch kannte er ihren einfachen, edel angelegten Charakter nicht genug, um zu glauben, daß sie dem Geometer alles ehrlich beichten würde, denn von ihrer Verlobung mit demselben wußte der Pater jetzt. Aber Halldorf! er war nicht der Mann, sich vor irgend wem zu fürchten, wenn er gerechte Sache hatte.

Des Paters Verhältnisse im Kloster waren seit neuester Zeit wesentlich verändert. Nirgends herrscht wohl mehr Mißgunst und Klatscherei als in den heiligen Mauern; zu hoch begünstigt war er vom Herrn Guardian worden, als daß nicht dieser oder jener Klosterbruder hätte versuchen sollen, den Obern gegen Pater Cölestin einzunehmen. Er war jetzt in der Klostersprache zu reden, um mehrere Pater noster bei dem Herrn Guardian im Rückstande. Der alte Herr Bischof, ein milder, freundlicher Mann, war gestorben und der neue, ein scharfsinniger, ascetischer Mann, welcher den Krummstab handhabte, als sei er ein Schwert.

Schon oft hatte er, seit er die Herrschaft angetreten hatte, die Geistlichen seines Sprengels auf das Plötzlichste überrascht, und ertappte er sie auf der kleinsten Unregelmäßigkeit, dann wehe ihnen; er gestattete ihnen nicht einmal einen gutbesetzten Tisch, ge-

gen den in der Regel die Herren Bischöfe und Prälaten Nichts einzuwenden haben. Auch in die innern Angelegenheiten der Klöster, die zu seinem Sprengel gehörten, hatte er sich gemischt, man flüsterte, daß Mönche in unterirdischen Kerkern schmachteten, wie in früheren Jahrhunderten, und zwar wegen kleiner Vergehungen gegen die strengste Disciplin, und redete ihm nach, daß er in einem Nonnenkloster den frommen Schwestern mit Vermauerung gedroht habe, wenn sie noch einmal mit irgend einem Manne freundlich sprächen, und sei es ihr Arzt. Pater Cölestin hatte durchaus nicht Lust, den Zorn des Herrn Bischofs zu reizen, er nahm jetzt eine demüthige Miene an, kehrte, wenn er in Aufträgen des Guardians ausgegangen war, schnell zurück, und erwieß sich den Fratres bei jeder Gelegenheit gefällig. Mit dem tauben Pförtner stand er gut, denn diesen versorgte er heimlich fortwährend mit dem besten Wein, den er sich schon auf seinen Ausgängen bei reichen Frommen zu verschaffen wußte, dafür ließ ihn der alte Trinker auch sehr oft bei Nachtzeit zur Pforte heraus, und ehe der Morgen graute herein und Pater Cölestin war bei der Frühmette stets einer der Ersten in der Klosterkirche.

Jetzt galt es den Revierförster unschädlich zu machen, der Bischof hatte geäußert, daß er demnächst Gnaden-

ort besuchen würde, und Halldorf war der Mann darnach, ungenirt seine bischöfliche Gnaden um Gehör zu bitten und den Pater anzuklagen.

Einige Tage hatte der Mönch nachgesonnen, wie er sich vor dieser Gefahr schützen könne. In Halldorf's Haus konnte er nicht kommen, im Walde den Gegner anzufallen, war auch nicht räthlich, da seit jenem Ueberfalle bei der Kapelle der Förster nicht mehr unbewaffnet ausging, allein ein so kluger Mann wie unser Pater geräth nicht so leicht in Verlegenheit.

Ein glücklicher Zufall, wie der Pater sich sagte, aber in Wahrheit die Nemesis fügte es, daß Pater Cölestin, als er für den erkrankten Pater Leodegar im Beichtstuhl saß, das Bekenntniß eines Mannes vernahm, welcher sich des Wilddiebstahls anklagte, und Absolution dafür begehrte.

„Das ist ein arger Frevel," sagte salbungsvoll der Pater, „und Ihr müßt dem heiligen Hubertus eine dicke Kerze weihen, das heißt das Geld dafür bei mir niederlegen, wenn ich Euch absolviren soll. Für die Kerze will ich schon sorgen und sie soll am dritten November am St. Hubertustage vor dem Bilde dieses Heiligen flammen." Pater Cölestin kehrte sich wenig an das Gelübde; er war so gehorsam, als er mußte, so keusch, als es der äußre

Anstand erforderte und hatte heimlich immer etwas Geld.

Der Wildschütz zog seinen Lederbeutel heraus und legte einen harten Thaler in des Paters Hand und dieser sagte, indem er das Geldstück in seine geheime Tasche schob: „ich sehe, Ihr seid ein frommer Mann und Eure That reut Euch, darum will ich Euch einen Rath ertheilen; der Birkendorfer Förster ist Euch auf der Spur, bleibt fortan dem Revier dieses Mannes fern, sonst könnt es Euch schlimm ergehn. Er kennt Euch!"

„Der Birkendorfer, Schockschwerenoth, das ist nicht möglich, wenn ich auf die Jagd gehe, setze ich eine Fuchsrothe Perücke auf und färbe mein Gesicht schwarz."

„Das weiß ich, aber der Förster weiß es auch, er hat in meiner Gegenwart geschworen, Euch niederzuschießen wie einen tollen Hund, sobald er Euch im Walde sieht. Indes seid ruhig, Mann, laßt Euer heimliches Jagen und Euch wiederfährt Nichts. Mit dem Birkendorfer ist nicht zu spaßen, er ist ein Ketzer und zieht nicht einmal vor Christus am Kreuze den Hut."

Der Beichtsohn erhob sich von seinen Knieen, der Pater, ein Menschenkenner, dachte: „nun ist für den Förster gesorgt."

XV.

Ein Mord.

Die goldene Sommerzeit war vorüber, Halldorf und Julie hatten sie mit Dank gegen Gott genossen wie noch nie. Seit Julie den Todesengel so nahe an ihres Gatten Haupte gesehn hatte, war ihre herzliche Zuneigung und Hochachtung für ihn zur schwärmerischen Liebe erblüht, durch welche sie sich beglückt und erhoben fühlte, und Halldorf verehrte seine Gattin hoch und zeigte ihr dies in jedem Augenblicke ihres Zusammenseins.

Der Geometer hatte mit seiner jungen Frau Birkendorf verlassen, Halldorf's vermißten den heitern Freund, Julie wünschte sich die theilnehmende freundliche Frau herbei.

„Würdest Du sehr ungern von diesem Hause scheiden, Julie?“ fragte Halldorf, „ich habe in letzter Zeit daran gedacht, um eine frei gewordene Stelle in der Residenz zu bitten, Arthur hat in dem kleinen Gymnasium des Städchens nicht Gelegenheit genug, seine glänzenden Anlagen auszubilden, und die andern Kinder bedürfen jetzt auch bessern Unterricht, als sie hier erhalten können.“

„Dieselben Gedanken sind auch mir gekommen

lieber Friedrich, auch seh' ich Dich seit jenem Schreckenstage nie ohne geheime Angst in den Wald gehen, vielleicht habe ich Unrecht, aber ich fürchte den Pater Cölestin."

„Ich nicht, denn ich bin stets bewaffnet. Das Klügste und zugleich das Beste, was der Pater thun könnte, wäre, den Stand zu verlassen, zu welchen er nicht paßt, die Kutte auszuziehn, Protestant zu werden und seine schöne Stimme beim Theater zur Geltung bringen, was ihm in jeder Beziehung gelingen würde. Jetzt will ich in den Forst, einige Bäume bezeichnen, welche in diesen Tagen gefällt werden müssen. Ich habe wegen meiner Versetzung einen einflußreichen Freund gebeten, der im Ministerium des Innern arbeitet nnd wenn heute eine angenehme Antwort von ihm käme, sollte es mich doppelt freuen, da Du, liebe Julie, mit mir einverstanden bist. Ich könnte dann weitre Schritte thun. Der Förster hing seine Jagdflinte um, küßte Julien die Stirn und ging.

Spät Abends, als Julie das Abendbrot auftragen ließ, weil sie Halldorf jeden Augenblick erwartete, brachte der Postbote einen Brief aus der Residenz mit einem großen Siegel, er kam aus dem Ministerium des Innern.

Erregt und erwartungsvoll betrachtete sie das Schreiben, da es aber an Halldorf adressirt war,

legte sie es auf seinen Schreibtisch. Es war schon spät, als das Bellen von des Försters großen Jagdhunde und sein elastischer Schritt seine Nähe verkündete.

Erfreut eilte sie ihm entgegen und rief: „Gott sei Dank, daß Du da bist, mir bangte heute und ich fand nur Trost im Gebet.“

„Auch ich preise mich glücklich, wieder bei Dir zu sein und habe keine Neigung länger hier zu bleiben. Um Dich nicht zu ängstigen, habe ich es Dir verschwiegen, daß seit einiger Zeit die Wildschützen es wieder arg treiben. Heute ging ich ihrer Spur nach, in der Kapelle fand ich wohl versteckt einen erlegten Hirsch, Caro hat ihn aufgestöbert, er war mit Laub und Erde bedeckt. Ich holte, da der Forstgehülfe und Wilhelm noch immer von ihrer Tour nicht zurück sind, mir einen Tagelöhner aus dem Dorfe, der den Hirsch aufladen mußte; draußen in der Hausflur liegt das edle Thier, obendrein recht jämmerlich zerschossen, und wenn heute Nacht der Wildschütz kommt, hahaha, dann wird er seine Beute nicht mehr finden. Ich hörte vom Gehülfen, daß der lange Ignaz verdächtig ist und werde ein scharfes Auge auf ihn haben.“

Julie legte ihrem Gatten vor und nachdem er den Speisen tapfer zugesprochen und ein Glas Wein geleert hatte, brachte sie ihm den Brief.

Rasch erbrach Halldorf das Schreiben, es mußte Wichtigkeit enthalten, denn lange Zeit schaute er in das Papier, er schien es zweimal zu lesen, endlich faltete er es zusammen und sagte: „ich bin heute müde, liebste Julie; was ich hier erfahre, müssen wir morgen gemeinschaftlich überlegen; verschone mich heute, damit Du aber ruhig schlafen kannst, so sei versichert, daß dieser Brief Ehrenvolles und Gutes enthält."

Julie reichte ihm vertrauend die Hand.

Im Forsthause waltete der Friede. Glücklich und rosig schlummerten die Kinder auf ihren schneeweißen Kissen, im Nebenzimmer hatten die Eltern Ruhe gefunden und das Mondlicht bestrahlte Juliens auch im tiefen Schlafe schönes Antlitz. Mit gefalteten Händen träumte die alte Magd, Alles war still, auch die Hausthiere schliefen. Im Dorfe selbst war außer dem Nachtwächter Niemand munter.

Ging es auch im Walde so ruhig zu?

Der Wildschütz hatte den Morgen in aller Früh einen Hirsch geschossen und ihn in der Waldkapelle verborgen. Gegen Abend wollte er ihn holen und hatte deßhalb einen großen Sack und einen Schubkarren mitgebracht aber er gewahrte von Ferne Halldorf und wich ihm geschickt aus, so daß er stets den Förster im Auge hatte, ohne von diesem gesehen zu

werden. Endlich fand er die Luft rein. Aber wer beschreibt die Wuth, die ihn erfaßte, als er den Hirsch nicht mehr fand. Kein Andrer als der Förster konnte ihm diesen schändlichen Streich gespielt haben. Er hätte Halldorf am liebsten zerreißen mögen und schwur ihm Rache. Doch er dachte auch daran, daß der Schaden, den er eben erlitten hatte, ersetzt werden mußte. Der Mond schien hell, er hatte gestern unweit von den alten Fichten ein Reh gesehn, diesem spürte er jetzt nach.

Der Wind trug den Schall der großen Glocke des Klosterkirchthurmes zu den Ohren des Wildschützen. Es schlug Elf.

„Die faulen Mönche schnarchen auf ihrem Lager," brummte der Mann, „Unsereiner muß sich plagen, um auch einmal ein Glas von dem guten Wein trinken zu können, welchen sie Humpenweise hinunterschlucken. Wenn sie nur nicht die Macht besäßen, zu verdammen und zu absolviren, dann! — Aber es will doch Keiner im Fegefeuer bleiben."

Aber nicht alle Mönche schlummerten; sobald es still im Kloster war, hatte Pater Cölestin mit Hülfe des Pförtners die heiligen Mauern verlassen, um auf geflügelten Sohlen dem Marktflecken zuzueilen, wo er erwartet wurde. In der hohlen Eiche barg er Kutte und Sandalen, schnell hatte er seine Ver-

kleidung angelegt und schritt nun, wohlbekannt mit den nächsten Wegen, quer durch den Wald.

Hinter den Brommbeerbüschen raschelte es; es war ein Reh; bei den alten Fichten regte sich's, den Pater störte das nicht, er hatte Eile. Plötzlich fiel ein Schuß, der Pater stieß einen Schrei aus und sank zu Boden. Der Wildschütz, wähnend, seinen Feind getroffen zu haben, trat hinter den Bäumen hervor und erblickte im Jagdkleide den Mönch, welcher noch einmal zusammen zuckte und dann starr und stumm auf dem Rasen lag.

Wie von Furien verfolgt, stürzte der Wildschütz fort.

Am andern Tage fanden Holzhauer den Leichnam und machten Anzeige bei dem Gericht. Niemand begriff wie der Pater in diesen Anzug gekommen sei; für die Klosterbrüder blieb dieses schauerliche Ereigniß ohne Folgen. Der Bischof brachte es dahin, daß die Untersuchung niedergeschlagen wurde. Er hatte die Ehre der Clerisei zu wahren, aber der nachsichtige Guardian wurde versetzt, und der bestechliche Pförtner mußte einen Monat im unterirdischen Gefängniß bei Wasser und Brot schmachten.

Der Wildschütz ging in sich, nie wieder rührte er ein Gewehr an und meldete sich in einiger Zeit zum Laienbruder in Gnadenort.

XVI.

Christabend.

Es war Christabend. In einem, den Wohlstand und Geschmack der Bewohner verrathenden großen Gemache stand eine schöne Frau. Sie hatte den letzten Blick auf die lange Tafel gerichtet, welche mit Weihnachtsgeschenken bedeckt war, und schien mit dem Ganzen zufrieden. Auch den Tannenbaum, den ihre Hände zierlich geschmückt und mit Kerzchen versehen hatten, betrachtete sie lange. Ein leiser Seufzer entschlüpfte ihren Lippen, sie dachte der Zeit, in welcher sie täglich die Tannen des Waldes geschaut, ihren würzigen Duft eingeathmet hatte.

Jetzt trat sie an das Fenster und schaute auf den großen Platz, auf welchen es durch die Gasbeleuchtung und die vielen Lampen und Lichter in Läden und Buden ganz hell war. Dieses Schauspiel war ihr neu, sie freute sich der rasch vorwärtsgehenden mit Sachen beladenen Menschen, welche ihrer Heimath zu eilten, die Ihrigen zu erfreuen.

Julie, denn sie war die Bewohnerin dieses Zimmers, hatte erst vor Jahresfrist, kurz nach Weihnachten mit ihrer Familie die Residenzstadt bezogen. Halldorf war an die Stelle des alten Oberforstmeisters be-

fördert worden. Er verdiente diesen ehrenvollen Posten, weil er aber noch jung war, hatte er sein Amt, wie es offiziell in den Zeitungen hieß, laut allerhöchsten Beschlusses bekommen.

Julie erfreute sich jetzt des Glückes, alle ihre Kinder um sich zu haben, und ihre alten Freunde, den Geometer und seine Gattin.

Ihrem regen Sinn für alles Schöne that es doch wohl, daß sie in der Hauptstadt edle Kunstgenüsse kennen lernte und sich in Räumen befand, welche für ihre Schönheit und ihr ganzes Wesen geeigneter waren, als das einfache Forsthaus, obgleich sie oft und gern an dieses Asyl im Grünen dachte.

Jetzt öffnete sich leise die Thür, Julie blickte auf und sah Hand in Hand mit ihrem Gatten Wilfried eintreten.

Der Baron von Geyersfels verbeugte sich ehrerbietig vor Julien und sagte: „es ist heute ein allgemeiner Freudentag, wo man Geschenke giebt und empfängt, auch ich komme heute mit des Oberforstmeisters Erlaubniß, ein Geschenk Ihnen zu bringen und eins für mich zu erbitten, wollen Sie dies gestatten, gnädige Frau?“

„Was Halldorf Ihnen versprochen hat, Exellenz, werde ich natürlich anerkennen“, entgegnete Julie.

„Ich bitte, gnädige Frau, verschonen Sie mich

mit diesem Titel, ich verdiene als Ihr aufrichtigster Freund und Bewunderer einen minder kalten Ton."

Der Oberforstmeister neigte bei diesen Worten zustimmend sein Haupt, Geyersfels fuhr fort, „hören Sie mich an, meine lieben Freunde. Wie tief ich ihr schönes Bild im Herzen trug, wie treu ich dasselbe bewahrte, ist Ihnen Beiden bekannt. Jahre lang durchstreifte ich die Welt, als ein finstrer Menschenhasser, welcher die Frauen mied. Als ich vor zwei Jahren nach Birkendorf kam, meine arme Schwester zu besuchen, deren heißes Herz bei der Pyramide des Cestius Ruhe gefunden hat, sah ich Sie, verehrte Frau, wieder, schöner als jemals. Ich bekenne offen, ich liebte Sie damals mit glühender Leidenschaft, und, so seltsam geartet ist das Menschenherz, zuweilen peinigte mich die heftigste Rachsucht gegen Sie, in welcher ich die Zerstörerin meines Lebensglückes sah. Ich wollte Ihnen Ihren Sohn, den Ihnen sprechend ähnlichen, schönen Arthur entziehn, ihn an mich fesseln, ihm Genüsse kennen lehren, welche Ihr einfaches Haus ihm nicht bieten konnte. Dann suchte ich Sie zu gewinnen, Sie, die Treue, die Reine! Ich denke noch mit Beschämung daran und bitte: „vergeben Sie mir, verehrte Frau."

Ein leises Lächeln glitt über Juliens edle Züge, um schnell wieder heiligem Ernste zu weichen.

Sie reichte dem Baron die Hand, er küßte sie ehrfurchtsvoll, dann sprach er weiter: „zurückgewiesen von Ihnen gnädige Frau, verließ ich Birkendorf. Ich bekenne jetzt, denn ich muß die Last von meiner Seele wälzen, daß ich niemals daran gedacht habe, Halldorf mit eigener Hand zu tödten, aber — und dunkle Gluth überzog bei den nachfolgenden Worten des Barons Gesicht — ich würde mich über seinen Tod gefreut haben. Eine Thatsünde beging ich nicht, aber eine Gedankensünde. Können Sie mir vergeben, meine Freunde?"

„Wer ist gänzlich frei von Gedankensünden?" fragte Julie.

„Auch ich, Excellenz, dachte nicht immer mit christlicher Liebe an Sie, aber That und Gedanken sind zweierlei und wir haben gegenseitig zu vergeben und zu vergessen," sagte Halldorf.

Nach einer Pause sagte Geyersfels: „ich ging mit meiner kranken Schwester nach Rom, die Sorge um diese schwächte meine Leidenschaft für Sie, gnädige Frau. Eine junge liebenswürdige Dame, Gräfin Ellerndorf, des Grafen Nichte, begleitete Sidonien. Im nähern Umgange mit diesem sanften Mädchen zog allmählig Frieden und endlich Glück in meine Jahrelang glücklos gewesene Seele ein. Unser Fürst Waldemar kam nach Italien, um die letzten Tage der

armen Sidonie zu verschönern. Er hat schwer an meiner Schwester gesündigt, er liebte sie und wird sie nie vergessen, allein ich will ihn nicht verdammen. Es gehörte ein eiserner Charakter dazu, um des geliebtesten Weibes willen Vaterfluch auf sich zu laden. Im näheren Umgange mit dem Landesherrn, wurde ich sein Freund. Er und ich, wir hatten Beide an Sidoniens Sarge geweint. Sterbend hatte die Verklärte uns zugeflüstert: „seid Freunde fortan!“

Julie blickte den Baron mit feuchten Augen an, er fuhr fort: „so bin ich denn auf Waldemar's Wunsch Minister des Innern, und hoffe, daß ich noch Zeit genug behalte, um begonnene Reformen glücklich durchzuführen. Jetzt, wo ich überzeugt sein kann, daß Sie mir verziehen haben, frage ich Sie, wollen Sie mein Geschenk annehmen?“

„Gewiß, o gewiß, mit Freuden!“ riefen Halldorf und Julie.

„Wohl, ich habe Ihr Wort. So schenke ich Ihnen denn in meiner jungen Gattin eine Freundin, ich habe oft zu ihr von Ihnen gesprochen, verehrte Julie, und werde sie Ihnen in einer halben Stunde zuführen, wenn ich die Erlaubniß dazu erhalte, bei Ihnen den Christabend feiern zu dürfen.“

„Wir werden glücklich sein, Baron, diese liebenswürdige Dame kennen zu lernen," sagte Julie.

„Das Geschenk, welches ich von Ihnen erbitte, ist: Ihr Arthur! Ich will Ihnen den Sohn nicht rauben, nur lassen Sie ihn oft bei mir sein, mich mit für die Ausbildung seiner glänzenden Naturgaben sorgen und ihm dereinst eine Stellung bereiten, so wie sie sich für sein reich und poetisch angelegtes Naturell ziehmt. Arthur würde in einfachen Verhältnissen ein unzufriedner Mensch sein, vielleicht untergehen, aber in glänzenden wird er Herz und Geist zum Besten seiner Mitmenschen benutzen. Schenkt mir der Himmel keinen Sohn, erbt Arthur mit Zustimmung des Landesherrn die Geyersfelssischen Besitzungen, im Gegenfall wird er dennoch gut gestellt, denn seit ich ihn kenne, habe ich angefangen für ihn zu sparen. Ich habe Ihr Wort, lieber Halldorf, theure Frau," er hielt inne, und sah das Elternpaar fragend an.

„Sie haben es, Herr Minister! Sie beurtheilen unsern Sohn Arthur ganz richtig."

Julie neigte nur zustimmend das Haupt, zu sprechen vermochte sie nicht.

Glockengeläute, zur Christmette rufend, durchschallte die Stadt. Julie und die beiden Männer falteten die Hände, und durch das Gemach schwebte der Engel des Friedens.

Leipzig, Druck von Müller & Wagner.